DB 854
.C48

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Moderne

WIENER PERSPECTIVEN.

Von

Julian Chownitz.

Leipzig, 1843.

Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

Albert Jefferson
Joseph Chowanitz
H.-B. Pse. d. Lit. 49

Moderne

Wiener Perspectiven.

Von

Julian Chownitz.

Motto: „Es wird so viel von Ausländern über Oesterreich geschrieben, von Einheimischen so wenig, daß es fast wie ein Bedürfniß erscheint, einmal wieder einen Oesterreicher über Oesterreich sprechen zu hören."

Journal des Debats Nr. 43. Jahrg. 1842.

Leipzig, 1843.

Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

DB854
.C48

6
Copy
2266R
24Ja72

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

I. Der Leser erfährt, mit wem er's im Buche zu thun haben wird. — Eine Vor-Lebensgeschichte. — Alles ziemlich langweilig und kann überschlagen werden; es wird aber hoffentlich nicht geschehen 1

II. Wien und die Wiener vom Standpunkte bei Stehely und dem Thiergarten aus besehen; oder: „Ach, wenn sie man nur ein Bischen jebildeter wären." 14

III. Dieses Kapitel dient statt einer Vorrede. 22

IV. Wien. Der erste Anblick der Stadt. Die Reisegesellschaft. Die gescheidten Leute u. der Narr. Ankunft u. s. w. 25

V. Eine Soldaten-Elegie. 32

VI. Der Volksgarten und seine zwei Hälften. — Die Bedeutung des Volksgartens. — Vergnügungen. — Strauß und Lanner. — Das Paradiesparkchen u. s. w. 36

VII. Die Bastei. — Promenade auf derselben. — Erfrischungsintermezzo mit poetischem Verzweiflungsfinale. 42

VIII. Essen und Trinken. 48

IX. Kaffeehäuser. 59

X. Eine bürgerliche Gesellschaft. 61

XI. Die höhere Gesellschaft. 78

XII. Das Glück: so wenig Verstand als möglich zu besitzen. 96

XIII. Die Proletarier. — Die Grisetten und ihre Liebhaber. — Die Nähterinnen, die Wäscherinnen, die Modistinnen, die Choristinnen u. s. w. — nebst der Geschichte eines hohlen Zahnes. 100

XIV. Das Wasserglacis. 109

XV. Das Centrum des Buches. 112

Seite.

XVI. Personelle Erörterungen. — Eine merkwürdige Geschichte. — Ueber die geistige Entwickelung der Oesterreicher. 113

XVII. Oesterreichische Literatur-Strebungen der neuesten Zeit. — Die Journalistik. — Bäuerle, Witthauer, Saphir, Vogl, Frankl, Großhofinger. — Schluß. 119

XVIII. Dingelstedt. — Grillparzer. — Zedlitz. — Lenau. — A. Grün. — Saphir. — Frankl. — Halm. — Bauernfeld. — Die Posse. — Nestroy. — Prosa und ihre mißlichen Zustände. — Tschabuschnigg. — Recensenten. 129

XIX. Das Theater. — Zustand desselben im Allgemeinen und insbesondere in Wien. — Das Burgtheater, das Hofoperntheater, jenes an der Wien, in der Leopoldstadt und Josephstadt. — Holbein. — Halm. — Bäuerle. — Raimund. — Schuster. — Krones. — Karl. — Nestroy und Scholz. 140

XX. Der Prater; d. h. ein funkelneues Thema. . . . 147

XXI. Vorbemerkliche Entschuldigung — nebst drei spaßhaften Lebensscenen: im Conservatorio, in einer Kirche und in der Bildergallerie. 149

XXII. Die haute noblesse. — Der allgemeine Mittelpunkt der Socialität im Staate. — Charakter, Leben und Weben der vornehmen Gesellschaft. — Eine Menge anderer Bemerkungen. 160

XXIII. Die Eselspartie und ein Hauptcharakterzug der Wiener. 167

XXIV. Der Eichenhügel des großen Kaisers. 175

Nachtrag. 184

I.

Der Leser erfährt, mit wem er's im Buche zu thun haben wird. — Eine Vor-Lebensgeschichte. — Alles ziemlich langweilig und kann überschlagen werden; es wird aber hoffentlich nicht geschehen. —

„Werde kein deutscher Autor, mein Sohn, sonst mußt Du Hungers sterben, und kommst in den Schuldthurm."

„Wenn es auch, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, umgekehrt gehen sollte, so daß ich zuerst in den Schuldthurm kommen und sodann Hungers sterben müßte, liebe Mutter, so will ich dennoch ein deutscher Autor werden; denn sehen Sie, es muß auch Jemand in den Schuldthurm kommen, und dann, was das Hungerssterben betrifft, so ist mir dieses immer schöner vorgekommen, als wenn Jemand von zu vielem Essen stirbt. D'rum denk' ich, liebe Mutter, ich werde ein deutscher Autor; was weiter geschieht, ist Nebensache — — weiter nichts, als Nebensache."

Hier fing die gute Mutter zu weinen an; der

Sohn aber, ein großer Knabe von achtzehn Jahren, ärgerte sich zuerst, fiel ihr dann um den Hals und weinte mit. —

Wißt Ihr, wer dieser Sohn und wer diese Mutter war? Ihr könnt das Zweite errathen, sobald ich Euch das Eine werde gesagt haben. Dieser Sohn war ich, ich selbst, der ich mich, sub heutigem Dato, Euch auf gegenwärtigem Papiere zu präsentiren das ausnehmende Vergnügen habe; ich, jetzt in der That deutscher Autor ex professo, damals k. k. österreichischer Fähnrich und Offizier im Regimente Sr. königl. Hoheit des Prinzen Wasa.

Die ganze Geschichte, wie ich sie Euch oben in acht Zeilen erzählt habe, trug sich im Jahre des Heils 1832 zu und zwar in Wien. —

Es ist eine rührende Geschichte, und werth, daß man sie mit Lapidarbuchstaben auf irgend einen Stein schreibt und daneben eine Trauerweide pflanzt. Ich möchte sie Euch gern ausführlich breit und verständlich, so recht wie der selige van der Velde seine schwedischen Historien, oder auch so gemüthswässerlich wie die traute Madame Hanke in Hamburg ihre Spinnstubengeschichten — oder gar mit so großer Phantasie wie der schöne Herr W. in Wien seine Liebesgeschichten (sage: eigenen Liebesgeschichten) erzählen; muß es jedoch unterlassen, maßen mir das Talent sowohl zum Ersten wie zum Zweiten, absonderlich aber zum Dritten mangelt. —

Ihr müßt daher schon mit den trockenen paar Worten vorlieb nehmen; allenfalls setz' ich noch Folgendes hinzu.

Ich war von Jugend auf ein gutes Blut, das weiß Gott! Geld habe ich nie viel gehabt, Verstand wohl auch nicht viel mehr, aber an Geist und Herz hat es mir nie gefehlt — das muß mir die ganze Welt nachsagen. — Wer es nicht thut, den nenn' ich einen Lügner! — Im fünften Jahre schickte man mich zuerst in die Schule, und noch ein halb Jahr früher hatte ich angefangen Klavier zu lernen. Sowohl bei diesem wie bei jenem Geschäft profitirte ich weiter nichts als — Ohrfeigen. Ich lernte sie in den allerschönsten Sorten kennen. In keinem andern Zweige habe ich nachher so gut Auskunft zu geben gewußt, wie in diesem. Es herrschte damals bei uns die Bell-Lancaster'sche Methode des gegenseitigen Unterrichts; d. h. wenn mir die eine Backe bereits tüchtig aufgelaufen war, wurde die andere vorgenommen. — Diese Methode trug ihre Früchte — Bell-Lancaster bewährte sich: die vielen Ohrfeigen machten mir heiß, ich brach in unsern Garten ein und bemauf'te die Bäume; mit ihren Früchten kühlt' ich mich ab. Da wurd' ich erwischt, und nun, um der Lancaster'schen Hausmethode immer größere Ausdehnung zu geben, schlug man mich nicht mehr auf's Gesicht — sondern klopfte dessen Gegenseite tüchtig durch. O Lancaster! Lancaster!

Allein im siebenten Jahre fing ich wirklich an zu

lernen. Jetzt begriff ich's endlich, was der Schulmeister mit seinen Charakteren, die er auf die Tafel schrieb, beabsichtigte; ich sollte diese Charaktere nachschreiben. Er nannte sie Buchstaben; früher hatte er (oder eigentlich ein anderer Schulmeister) sie immer das Alphabet genannt, und das war für mich nicht nur hebräisch, sondern sogar spanisch gewesen. Mein jetziger Schulmeister war ein gutherziger Alter — er drohte nicht immer gleich mit einer „Maulschelle", und, was das Beste war, wenn er auch drohte, er gab sie niemals. Ich hatte unter ihm in einem Jahre das Alles nachgeholt, was ich seit dreien versäumt. — Zum Lohne dafür schaffte mir meine Mutter nun auch einen andern Klavierlehrer an, und zwar meinen eigenen jetzigen Schulmeister. Alter Simeon, Du bist ein braver Gesell gewesen und Gott lohne Dir's! — Wüßte ich, wo Du bist, wahrhaftig! ich würde mich jetzt gleich aufmachen, und — sollt' es zu Fuße geschehen — zu Dir hinwandern, Dich umarmen, Dir die Hände küssen; ja, beim Propheten! ich könnte Dir etwas vorweinen, so groß ich bin, und so groß mein Bart noch überdies ist. — Allein, sei ruhig, altes Haus! Sollt' ich jemals ein großer Herr werden — oder auch nur tausend Thaler besitzen: dann sollst Du, es versteht sich falls Du todt bist, — ein Monument aus carrarischem Marmor erhalten, gemeißelt von meinem lieben Landsmanne Ferenczy in Pesth. D'rum sei ruhig, altes Haus!

Glaube mir, viel Thränen sind um Dich schon geflossen aus diesen meinen blaugrauen Augen. — Wenn mir Einer im Leben recht bitteres Unrecht angethan — dann dacht' ich: „Ach, wenn es doch lieber lauter Simeon's gäbe, die Einem das Kreuz tragen helfen ..." Aber es gibt nur einen Simeon und Gott weiß, was der jetzt macht. —

Ein Mal war ich recht krank. Die Doktores machten lange Gesichter und hielten mir stundenlang den Puls. Ich hielt die Augen zu und that so, als seien mir die Lider schwer. Ein Bischen aber guckt' ich doch durch und nach den Doktoribus. Da schüttelten sie das Haupt und sagten der Wirthin, bei der ich wohnte, ganz leise in's Ohr: „Schaffen Sie ihn, so lang' es noch geht, nach dem Spital, damit er Ihnen nicht hier im Hause stirbt." Ich hatte Alles gehört, denn ich bin ein pfiffiger Bursche. — Meine Wirthin nun, das war ein böses, herzloses Weib; schon als ich anfing krank zu werden, wollte sie mich nicht länger bei sich dulden, sagte: ihr Logis sei blos „für gesunde Herren's" (die Historie spielt in Leipzig) und dann zankte sie Tag für Tag mit mir; befahl ihrer Magd, nicht auf mein Rufen zu hören und keine Gänge für mich zu thun, nicht einmal in die Apotheke — — und weil die Magd mitleidiger war, als sie selbst, schickte sie dieselbe fort und nahm eine andere: ihr leibhaftes Ebenbild; eben so häßlich und dürr wie sie an Leib und an der Seele. — —

Ach, ach, mein guter Simeon — was hat Dein Zögling da in der Fremde geseufzt und gestöhnt und geschwitzt; wie oft hat er nach seiner lieben Mutter, die 150 Meilen weit weg war von ihm, und nach Dir gerufen! Wie hat er gewimmert: „Ach wär's doch die gute Mutter — oder wenigstens der gute alte Simeon."

O Simeon, Simeon, Gott segne Dich!

Doch zurück zur Schule! — Im zehnten Jahre kam ich auf's Gymnasium; da lehrten sie uns das Latein. Wir armen Jungen sollten unter einander nicht anders, als lateinisch reden, obwohl wir's erst lernten. Weder in noch außer der Schule durfte ein Sterbenswörtchen über unsere Lippen kommen, das anders klang als lateinisch; wer dagegen sündigte, erhielt das Libellum, ein Büchelchen, welches immer Einer bei sich versteckt hielt, um es dem Ersten, den er auf einem fremden Worte ertappte, mit den Worten: „hic habes libellum!" zu übergeben. Natürlich, da auch er es wegen eines ähnlichen Vergehens erhalten. Wer es gehabt, mußte seinen Namen hineinschreiben, und Derjenige, bei dem es der Professor zu Ende der Woche fand, erhielt virgas (die Ruthen). Darum suchte Jeder so schnell als möglich sich desselben zu entledigen — lauschte, lauerte und bespionirte seine Commilitonen, bis er einen Sünder unter ihnen fand.

Noch ein Mal muß ich wiederholen, daß diese Einrichtung bereits in den ersten lateinischen Klassen bestand, daß man also von uns, indem man anfing

uns die Elementarregeln der lateinischen Sprache beizubringen, verlangte, daß wir die letztere bereits sprechen sollten.

Dies ist ein Pröbchen vom ungarischen Schulwesen, wie es wenigstens noch Anno 1827 bestand; denn gegenwärtige Historie trägt sich in Ungarn und zwar in dem ehrenwerthen Städtchen Neutra zu.

Einige Jahre später brachten sie mich in die Kadettenschule nach Olmütz. Hier empfing ich zuerst menschlichen Unterricht; dem zeitherigen hatten sich immer gewaltig viele thierische Ingredienzen beigemischt, und es mußte mit einem Wunder zugehen, daß wir's, ich und meine Commilitonen, nicht bis zum Grasfressen gebracht. —

Jetzt also ging es vernünftig her; zum ersten Male im Leben! Der Professor, welcher uns die Geographie vortrug, sagte nicht mehr, wie Jener dort in Neutra: „die Erde hat eine runde Gestalt wie ein Teller," sondern er sagte: sie sieht aus wie eine „Kugel" und damit hatte der Mann recht. —

Doch wozu den Leser mit all' dieser Detailwaare ermüden, da er doch, wie jeder Leser, ein en gros-Käufer ist. Nach drei Jahren verließ ich Olmütz mit seiner hermetisch verschlossenen Kadettenschule, seinen prächtigen Spargeln (wovon jedoch mir in der Kadettenschule nichts zu Gesichte gekommen), seiner alten, verrosteten Kunstuhr und seinen Hanacken mit ihren rothen Hosen .... Mich übernahm ein Regiment

als Kadet; doch that ich so, als hätte ich das Regiment übernommen.

Aus jener Olmützer Zeit sind mir schöne Erinnerungen geblieben: Erinnerungen an die Lehren und an die Lehrer. Zwei von den letzteren werden mir unvergeßlich bleiben — wie der gute alte Simeon. Der Oberlieutenant Jankowich und der Lieutenant Küntzel, beide, glaub' ich, jetzt Hauptleute oder Majore. Jankowich trug die Geographie vor, in einem so großartigen Geiste — wie ich in allen Ländern, die ich später durchzogen, es nicht wieder gefunden; Küntzel war ein Offizier, dem ich gewünscht hätte, 30 Jahre früher gelebt und gegen oder unter Napoleon gedient zu haben; der wäre ein großer General geworden. Er tradirte Fortifikation und Artillerie — — doch lernten wir von ihm viel, viel mehr als das. Er brachte uns einen esprit militaire par excellence bei. Von ihm haben mir mehr profitirt, als von all' den andern Professoren.

Zwei Jahre nach meinem Austritte würde ich zum Offizier gemacht, und jetzt reifte die Saat des edlen Lieutenant Küntzel in meiner Brust. Ich hatte mir fest vorgenommen, ein großer Feldherr zu werden. Ich las die Biographien Eugens von Savoyen, Montecuculi's, Turenne's, Laudon's, Friedrichs II., Napoleons, Erzherzog Karls, und studirte Tag und Nacht Taktik, Strategie, Militairgeschichte . . . Wenn ich irgendwo im Freien spazieren ging, dann dacht' ich

mir das Terrain vor mir als ein zum Operiren gegebenes, entwarf Stellungen, Angriff, Vertheidigung, Verschanzungen . . . und Gott weiß es, wie oft ich Wien, wo ich damals in Garnison stand, besser befestigen wollte. Ich rasirte zu diesem Behufe ganze Vorstädte, und war mehr als ein Mal willens, den Stephansthurm abzutragen, weil er für den Feind einen zu guten Orientirungspunkt abgab. — Sonderbar! und jetzt ist mir der Stephansthurm lieber als aller militärische Ruhm. —

Ach, wo seid ihr, phantastische Zeiten! Ist es möglich, daß ihr jemals existirt?

Ein Sturz vom Pferde warf mich auf's schwerste Krankenlager. Ich ward schon aufgegeben, ich glaube, man nagelte schon an meinem Sarge; doch kam ich davon — aber der Leck im Schiffe blieb für Lebenszeit. Alle Träume waren mit einem Male dahin! Achtzehn Jahre alt — mußt' ich schon die Welt aufgeben; meine Welt. O! das war bitter. — Endlich lernt' ich auch das. Ich konnte nicht mehr General werden, das sah ich; auch nicht einmal ein kleiner . . . . . da beschloß ich ein Autor zu werden!

Es ist im Grunde dieselbe Sache — nur in anderer Gestalt.

Ich warf mich auf die Bücherwelt und studirte — drei Jahre lang so, wie gewiß noch kein Mensch studirt hat. Physik, Naturgeschichte, Philosophie und Literatur . . . ihnen widmete ich täglich acht Stunden,

keine Minute weniger und hätt' es mein Leben gekostet. Hatt' ich bei Tage keine Zeit, blieb ich in die tiefe Nacht hinein wach — und begrüßte den flammenden Morgen mit dem Buche in der Hand . . . war ich krank, verdrießlich, dumpf im Kopfe; da half Alles nichts: studirt mußte werden und zwar acht Stunden netto — eher etwas mehr als weniger. Noch kann ich mich erinnern, daß mich 'mal ein riesiges Kopfweh so sehr plagte, daß ich jede Zeile fünf, sechs Mal lesen mußte, bis ich sie verstand. — Natürlich daß auf diese Weise viel Zeit verloren ging! Wißt Ihr aber, was ich that, um meine acht Stunden zu retten? — Ich legte die Uhr vor mich hin und berechnete es mitten im Hegel (denn ihn studirte ich dazumal) auf ein Haar, wie viele Zeit mir das Repetiren der Sätze wegnehme — und folglich wie lange ich eigentlich sitzen müsse, um acht Netto-Stunden, d. h. eigentliche Lern- oder Erkenntniß-Stunden herauszubringen. — Auf diese Art blieb ich volle 18 Stunden auf einem Fleck. —

So wird der schon frühzeitig ein Pedant, der sich mit Wissenschaften abgibt.

So allein jedoch war es möglich, daß ich in drei Jahren, neben meinen naturwissenschaftlichen Studien, einen Cursus in der Philosophie durchmachte, von dem Altvater unserer neuern Schule, Descartes, angefangen bis zu dem jungen Berlinerkinde Hegel, sammt seinen Ausläufern in Königsberg, Jena und Halle; — —

Alles, Alles dazwischen: Locke, Spinoza, Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling hatte ich aufgepackt. Mein Gott, wie schwer mußte ich tragen! — Und was habe ich jetzt davon? Nichts, als daß ich Alles vergessen, die berühmtesten Sätze ausgenommen, wie etwa diese:

„Alles was ist, ist vernünftig!"

Hegel.

Oder:

„Ich denke — darum bin ich!"

Fichte und vor ihm besonders Descartes.

Oder aber:

„Wir erkennen an den Dingen blos dasjenige, was uns an ihnen erscheint, nicht aber das, was sie sind . . ."

Kant und Fichte.

Richtig! woher aber wissen wir, daß dem so sei, wenn uns Alles blos scheint?

Ferner:

„Es gibt nur ein Wesen, das Ich; das ist absolut."

Schelling
(in seiner ersten Periode).

Und:

„Es gibt nur eine Substanz und das ist Gott."

Spinoza.

Schöner Unterschied!

Mehr, und das im höhern Sinne einzig Reelle, verdanke ich meinem Literatur-Studium, welches zu gleicher Zeit von mir getrieben wurde. — Von den alten Griechen bis zu den allerneugebackensten Franzosen habe ich sie Alle durchgemacht. Manche unter

ihnen kosteten mir indeß auch Schweiß — die Meisten jedoch haben mich beglückt. Die Dichter und poetischen Autoren täuschen Euch am wenigsten — sie, sie meinen es alle redlich mit Euch und selten habt Ihr's zu bereuen, daß Ihr ihnen eine Stunde Eures Lebens geschenkt. — Unter allen entzückten mich am süßesten: Homer, Cicero, Dante, Boccaccio, Shakespeare und Cervantes; mit Unmuth und Langweile erfüllten mich vor Allen: Petrarca, Calderon, Racine und Klopstock. Dieser Letztere göttliche Sänger des Messias namentlich hat viel bei mir zu verantworten — und seine Bardieten haben mich gefoltert. — Gott vergebe's ihm!

Als ich die Divina comedia las, da war mir in Wahrheit der Himmel offen und in meinem Herzen wohnten zehntausend Engelein. Noch jetzt kann ich ganze Stellen aus dem Gedichte auswendig; was bei einem schlechten Gedächtnisse, wie das meine, viel ist. — Von Shakespeare wollte mir nicht Alles zusagen, besonders einige von den Lustspielen nicht (doch sind nicht die Fallstaffiaden gemeint); am herrlichsten erschienen mir: Lear, Hamlet, der Sturm, das Wintermährchen, Romeo und Julie, der Kaufmann von Venedig. Gegen Heinrich III. hatte ich eine namenlose Idiosynkrasie.

Ich habe Göthe zu nennen vergessen. Er war, bis zur kleinsten Zeile, mein Abgott. Mit ihm und in ihm wuchs ich empor. — Seine Romanzen und Lieder haben mir den Schlaf geraubt. — Dem Cer-

vantes habe ich seine Episoden im Don Quixote nie verziehen; jener Camachio ist ein Ungeheuer, den ich hasse.

Auch Sterne habe ich vergessen. Die empfindsame Reise ist glorreichen Ruhmes voll. — Voltaire in seiner Prosa kredenzt Nektar — den er jedoch dann in seinen Gedichten selber austrinkt.

Cicero hat mich vorzüglich als Stylist beschäftigt. Er ist nicht Schuld daran, wenn ich eine schlechte Prosa schreibe.

Doch wie ich merke, so verirre ich mich hier in die Literaturgeschichte. Das war nicht meine Absicht. Ich werde es vielleicht später doch noch einige Mal thun.

Haltet mir's zu Gute.

Hier sind wir wieder bei der Stelle, bei dem Punkte meines Lebens angelangt, von wo wir ausgingen. Hierher gehören die Worte meiner guten Mutter, welche ich Euch vorhin mittheilte. —

Als sie mich einst hinter meinen Büchern und Papieren ertappte und sah, wie ich Verse kritzelte (Ihr wißt, ich war damals 18 oder 19 Jahr alt), sagte sie:

„Werde kein deutscher Autor, mein Sohn, sonst mußt Du Hungers sterben und kommst in den Schuldthurm."

Ich bin aber doch ein deutscher Autor geworden.

Gute Mutter, schmolle nicht. Weine! —

II.

Wien und die Wiener vom Standpunkte bei Stehely und dem Thiergarten aus besehen; oder: „Ach, wenn sie man nur ein Bischen jebildeter wären."

Wien ist eine über die Maaßen schöne Stadt und seine Einwohner sind die liebenswürdigsten Menschen. Das stimmt freilich nicht überein mit den Urtheilen so mancher schriftelnden Herren, welche den Wienern die Gastfreundschaft, mit der sie von ihnen überschüttet wurden, damit vergalten, daß sie hinterdrein über sie schimpften. Hätten sie nur das gethan; gewissen Leuten ist das Schimpfen ebensowohl wie Andern das Beten angeboren — daß sie aber verläumdet haben, daß sie die guten, ehrlichen Wiener für das viele Liebe und Gute, was sie bei ihnen genossen — später im Berliner Thiergarten oder auf der Brühlschen Terasse oder aber im Cursaale zu Wiesbaden — verläumdet und ihnen allerhand aufgebürdet haben, von dem sie doch selbst überzeugt sein mußten, daß kein wahres Wort d'ran sei — oder wenn sie das nicht waren, so mangelte es

ihnen völlig an aller Erkenntniß — das, das war abscheulich und albern zugleich.

Wie heißt gleich das erste Verbrechen, was diese Leute dem Wiener vorwerfen?

Ja richtig: „Es sind sinnliche, materialistische Menschen — Epikuräer!"

Du lieber Gott! Es ist einiges Wahre an dieser Sache. Aber warum sollen die Wiener nicht sinnlich, nicht epikuräisch sein? Ich sehe keinen Grund dagegen. Würden's die Herren im Norden nicht eben so machen — wenn sie's nur könnten? Die Wiener sind sinnlich; gut. Aber wozu hat ihnen der Schöpfer eine so reiche Natur und einen so üppigen Boden gegeben? Etwa, daß sie das Alles nur ansehen, die Augen niederschlagen, auf die Brust klopfen und daneben andächtig verhungern? —

In Berlin und anderswo im Norden hält man täglich sechs Mahlzeiten. Früh Morgens gießt man eine Sündfluth solchen Kaffee's, wie ihn in Wien nicht einmal die „Haderlumpen" trinken, in den Magen; um 10 Uhr folgt sodann Butterbrot oder Wurst — um 12 Uhr Suppe (doch beileibe keine Fleischbrühe, denn die wird hier als Raritat *separat* genossen —), Gemüse — selten Fleisch — dafür aber immer Butterbrot, welches im Verein mit dummen Käse das Dessert bildet. Um 2 Uhr kehrt die Kaffeesündfluth wieder; um 4 Uhr Butterbrot; Abends Butterbrot und, wenn's gut geht, Wassersuppe und etwas Gemüse; — der

Herr der Schöpfung (Mann) legt sich noch allenfalls ein Glas Bier oder Wein zu.

Ich habe hier keineswegs von armen Leuten gesprochen; ich habe die Speisekarte des bessern Bürgerstandes mitgetheilt und dabei eher noch mit etwas glänzenderen Farben, als grau gemalt. Und jetzt sagt mir: Wo wohnt die Sinnlichkeit, der Sensualismus, die Unersättlichkeit? Bei dem Wiener, der blos drei Mal des Tages — oder an der Spree, Oder und Elbe, wo man sechs Mal binnen 24 Stunden ißt?

Ferner sollt Ihr absonderlich unwissend, ungebildet, ja sogar unaussprechlich dumm sein, Ihr meine theuern Landsleute. Man spricht hier im deutschen Norden von Euch, wie die Griechen von Böotien sprachen. — Hingegen gibt es hier eben so viel Athene und Griechenländer, als Städte und Ländchen. Da habt Ihr ein Pleiß-Athen (Leipzig), da ist ein Elb-Athen oder Florenz (Dresden), da ist ferner das eigentliche deutsche Athen: Weimar (wiewohl dort die Götter längst ausgewandert sind) — sodann das Neu-Athen (München), und nun erst, was die Hauptsache ist: das ganze große, vollständige deutsche Hellas und Rom in Bausch und Bogen findet Ihr in Preußen mit Berlin, Breslau, Halle, Königsberg und Steglitz — wovon Berlin Rom, Breslau Athen, Halle Korinth und Steglitz Sparta vorstellt.

So gut haben wir's freilich nicht, so gut hat es nicht einmal Griechenland (das alte) gehabt, denn dieses

war blos einfach; während dasselbe hier bei uns in sechs bis sieben Auflagen zu haben ist.

„O du meine Jüte!" redete mich einmal die dicke Kriminalraths-Direktorin M., als ich sie besuchte (sie wohnte unter den Linden in Berlin) an: „ist es denn wahr, Herr Doktor," (in Norddeutschland wird jeder Literat Doktor genannt, gerade so wie in Wien Jedermann „Herr von") — „ist es denn wahr," meinte die Dicke, „daß die Leute in Wien jar so sehr unjebildet sind, wie man sagt? Und daß sie auch jar nichts verstehen?"

Ich antwortete, indem ich dabei die Hand auf die Brust legte, blos mit einem tiefen Seufzer.

Dies hielt die dicke Berlinerin für eine Bejahung und sie wurde sichtbarlich betrübt: „Ach," fuhr sie fort, „das ist ja aber auch erschrecklich schlimm!"

Ich seufzte abermals.

„Aber wie halten sie es denn nur dort aus? Reden sie denn jar nich?"

Hier fragte ich: „Wer? — Ich oder die Wiener?"

„Die Wiener! Die Wiener!"

Ich seufzte wiederholt.

„Sie reden also janz und jar nich?"

„O doch, Madame; sie reden sehr viel."

„Aber wovon denn? juter Doktor."

„Von ihren Geschäften, von ihren Arbeiten, von ihren Unterhaltungen und von ihrer Familie, gute Madame."

„Und die Damen auch? Herr Doktor?"

„Die Damen auch, Madame."

„Aber das muß man ja dort nicht auszuhalten sein!"

Ich seufzte wieder.

„Aber Sie seufzen ja stets, Doktor."

Ich seufzte mächtig.

„Was meinen Sie damit?"

Ich seufzte ungeheuer.

„Aber —"

Ich seufzte fürchterlich.

„Sie seufzen man und weiter nichts, während ich von Politik, Kultur und großen Dingen rede..."

Jetzt wies ich mit dem Finger auf Wilhelm, das kleine Söhnlein der dicken Dame, welches vor einer Viertelstunde seine Beinkleider hinten gar jämmerlich zerrissen hatte, und seit dieser Zeit immer im Winkel stand und immer weinte und seine zerrissenen Beinkleidchen immer mit der Hand zusammenhielt: — „Flicken Sie Ihrem Kinde lieber die Hosen oder lassen Sie sie flicken, das wird viel besser sein, als daß Sie Elegien singen über das unjebildete Oesterreich!" wollt' ich sagen — schwieg aber still.

Das war die Ursache meines Seufzens, während die dicke Frau (welche eine „Emancipirte" war) über Kultur sprach.

Wenn Ihr nach Berlin kommt und einer Vorlesung des Professors G** beiwohnen wollt, so könnt Ihr

Euch diese ganze Mühe dadurch ersparen — daß Ihr den Lohnlakei anstatt Eurer hineinschickt; der Ker wird Euch Alles auf's Haar berichten und noch dazu in der wissenschaftlichsten Sprache, so daß Euch darüber die Haare zu Berge stehen. Ich wette jedoch, daß der Kerl Eure Stiefeln unvergleichlich schlechter putzen wird, als jeder Wiener Lohnlakei, oder aber, er putzt sie Euch mit einer Wichse, die das Leder verbrennt. — Wendet Euch, um über die Vorzüge, welche Dieffenbach vor Hufeland hat, in's Klare zu kommen, nur an den nächstbesten Eckensteher und er wird Euch berichten: Dieffenbach nenne die Diät die Basis aller Medizin. Darauf sagt der Interpretator der Dieffenbach'schen Diät, diese sei eine schöne Erfindung und die Menschheit könne dafür dem Hoffrath Dieffenbach nicht dankbar genug sein; — nachdem der Interpretator so gesprochen, besäuft er sich in Kümmel und die Sache ist abgemacht. —

Die Philosophomanie erstreckt sich, wie schon gesagt, bis auf die Eckensteher und auf die Hökerinnen. Einmal wollt' ich mir bei Einer Aepfel kaufen; sie hatte recht schlechte Aepfel die gute Frau — dafür hatte sie aber eine um so bessere Philosophie. Als ich sagte, ihre Aepfel seien schlecht, antwortete sie mir:

„Alles was ist, ist gut."

Hegel sagt „vernünftig", das ist jedoch dasselbe, denn das Vernünftige ist immer gut.

Als ich sodann einen von den Aepfeln nahm und

hineinbiß und ihr zeigte, daß er wurmstichig sei, entgegnete sie kalt: „Die Natur weiß was sie thut; sie hat diesen Apfel wurmstichig gemacht — es hat seinen guten Grund."

Ich sagte: „Entschuldigen Sie, Frauchen — wenn ich Ihnen in die Rede falle; ich glaube jedoch, daß es nicht die Natur war, die den Apfel wurmstichig gemacht, sondern der Wurm."

Hierauf versetzte sie: „Auch der Wurm ist Natur, die Natur aber ist Gott..."

Hier sah ich sie bedeutend an und fragte: „Glauben Sie das wirklich, liebste Frau?"

„Ich glaube, was ich weiß, und weil ich weiß, drum glaube ich — und wüßte ich nicht, so glaubte ich auch nicht."

Diese Deduction gefiel mir dermaßen, daß ich bei der Philosophie augenblicklich für zwei Silbergroschen Aepfel kaufte.

Sie setzte sich nieder, als wäre das Alles in der größten Ordnung.

So was findet man in Wien freilich nicht; da sind die Hökerinnen weiter nichts als Hökerinnen, und die Eckensteher — oder Ihresgleichen haben in ihrem Leben keine Collegia belegt; selbst der Mittelstand hat es noch nicht bis zum Verständniß der deutschen „Naturphilosophie" gebracht — ja, Gott verzeih' es ihm, ich glaube, er hat noch nicht einmal Etwas von Fichte's berühmtem Aufsatz: „Ueber den Grund unseres

Glaubens an eine göttliche Weltregierung" vernommen. — Ich habe es jedoch in Oesterreich noch nicht erlebt, daß die Lastträger d'rum einen Reisekoffer weniger geistreich von einem Orte zum andern getragen hätten, als die Berliner; im Gegentheil saufen sie weniger Schnaps als diese; — und was die Hökerinnen in Wien betrifft, so sind mir ihre Aepfel tausend Mal lieber, als die Berlinischen; endlich die übrigen Leute in Oesterreich anlangend, so sind es sehr heitere, harmlose, artige, lebensvolle, mutterwitzige und gutherzige Menschen! Und haben sie auch das Schießpulver nicht erfunden, so ist das nicht ihre Schuld.

Wir haben jetzt die zwei wichtigsten Anklagen, welche so häufig gegen Euch, Ihr armen Oesterreicher, erhoben werden, besprochen. — Alle kleineren schließen sich an jene zwei an und lassen sich auf sie zurückführen. Euere Haupt- und Staatsverbrechen bleiben immer:

a) Ihr esset zu viel! und

b) Ihr denket zu wenig!

III.

Dieses Kapitel dient statt einer Vorrede.

„'s gibt nur a Kaiserstadt!
's gibt nur a Wien!"

Ihr guten, treuherzigen, verständigen Oesterreicher, Ihr habt wirklich Recht. Eure Stadt ist eine kaiserliche — erstens weil Euer Kaiser d'rin wohnt und dann weil Ihr's verdient, einen guten Kaiser zu haben. Ja imperatorisch, cäsarisch ist Alles bei Euch und über Euch; und nur mit dem größten Maaßstabe können diese Dinge gemessen werden. Nächst Paris und London ist die Eure die einzige Welthauptstadt — ich meine die einzige neben den dreien, in welcher eine Welt erscheint.

Es ist hier wahrlich nicht meine Absicht, eine Statistik, eine Topographie, eine Lokalbeschreibung oder eine Kritik von Wien zu schreiben. Das hieße Leuten in's Handwerk pfuschen, die sich auf diese Dinge besser verstehen; „humoristische Streifzüge" — „komische Tagesschilderungen" — „satirische Wanderungen — beleuchtet von Witzraketen und gemüthlichen Leucht-

kugeln" und wie das Zeug alles heißt, dürft Ihr nicht erwarten; für dieses Geschäft habt Ihr bereits einige tüchtige Männer gemiethet, Stadt-Leib-Hofnarren, die Euch für ein billiges Entgelten jahraus, jahrein, vom Morgen bis in die Nacht divertiren und welche, das muß man sagen, in geistigen Leibverdrehungen und allerhand halsbrecherischen Wort-Eskomotagen ihres Gleichen suchen. Von diesen Herren ist es schade, daß sie gerade jetzt zur Welt kamen. Zwei- bis dreihundert Jahre früher wären sie so recht auf Ihrem Platze gewesen; diese Leute sind eigentlich zu lustigen Räthen oder Seiltänzern geboren, auch wären aus ihnen keine üblen Pulcinelle geworden. — Jetzt, da die Schellenkappen, die Drahtseile und die Pulcinelle aus der Mode gekommen sind — üben die gemeinten Herren alle diese Künste auf dem Druckpapier — und da muß es sogar ein Blinder erkennen, wie viel sie auf diesem Terrain von ihrer ursprünglichen Naturschönheit verlieren. . . .

Doch — ich bleibe ja nicht bei der Hauptsache (mit Hauptsachen haben jene Herren in der That nichts gemein) und kehre nun wieder dahin zurück.

Es war die Rede davon: was Ihr, meine Leser, in diesem Buche von mir zu erwarten hättet. Ich will's Euch kurz sagen:

Erste Wahrheit,
zweite Wahrheit und
dritte Wahrheit;

wenn diese dritte Wahrheit auch noch mit einigem Geist vermengt sein sollte, so werdet Ihr das nicht übel nehmen; sollte sich dazu noch etwas Lust oder Schmerz gesellen — auch dann weis't mich nicht von der Thür, sondern nehmt mich auf wie einen armen Wandersmann, der Euch das Wenige bringt, was er auf fremdem und heimischem Boden in seinem Ränzlein gesammelt. Es ist ein kleines, kleines Ränzlein — und wenig d'rin, aber das Wenige ist ehrlich Gut — nicht gestohlen, auch nicht erschachert oder auf infamen Wegen erworben — es ist ehrliches, deutsches Gut. — Ich biet' es Euch an! —

Und dafür verlange ich von Euch nicht mehr als ein Lächeln, einen freundlichen Blick — allenfalls einmal eine Thräne. . . .

Wie, oder wäre das zu viel verlangt? — So wisset, ich bin kein Bettler, der sich mit einer Wassersuppe, worin einige Gnadenbrocken schwimmen, abspeisen läßt. Bei Gott, behandelt mich nicht gnädig — denn ich bin ein stolzes Herz.

IV.

Wien. Der erste Anblick der Stadt. Die Reisegesellschaft. Die geschiedten Leute und der Narr. Ankunft u. s. w.

Es war an einem köstlichen Sommermorgen, als ich Wien nach Jahren wieder zum ersten Mal sah. — Ach, wie schlug mein Herz, da ihm der alte Stephan immer bunter geschnörkelt erschien; es (nämlich das Herz) wollte wahrhaftig aus dem Wagen und an ihn (nämlich an den Stephan) hinanspringen.

Närrisches Herz — damals warst Du siebenzehn oder gar sechszehn Jahr alt. — Ich sagte Euch schon, daß ich Soldat gewesen — österreichisch-kaiserlicher Soldat. Nun wohl, an dem Tage, von welchem ich jetzt rede, reiste ich in meine Garnison; denn ich gehörte zu dem schönen alten ungarischen Regiment Prinz Gustav Wasa, welches damals noch Ignatz Gyulai hieß.

Der Kadettenrock saß mir auf dem Leibe, als wäre er da angewachsen, und doch schien er mir noch immer zu wenig straff. — Jetzt würde er mich einzwängen,

wie der Ledereinband ein Buch; und ich bin nicht etwa dick geworden; bei Leibe nicht! dafür sorgt die Poesie!

Ach! wie schön warst Du, Wien, bei diesem Wiedersehen! Da lagst Du groß, breit, stattlich, lebens- und liebevoll; wie eine alte riesige Göttin im modern-eleganten königlichen Gewande. — Meine Reisegefährten rauchten Tabak und sprachen von häuslichen Dingen: Kindern, Hunden, Gänsen, Töchtern — und von der Accise.

Besonders war Einer darunter, der hatte zu Hause eine große Gans, auf deren Wiedersehen er sich sehr freute. Er mästete sie bereits 16 Monate oder Jahre (das weiß ich nicht mehr genau) — und die Gans konnte bereits Gick, Gack und sogar Guck sprechen. Es muß eine rührende Umarmungsscene gegeben haben, als der Mann in sein Haus trat; ich kann mir's denken.

Diese Leute wurden immer gesprächiger, je näher wir der Linie kamen; eine Madame (bitt' um Entschuldigung: Gnädige Frau wollt' ich sagen) im gelben Strohhut und mit einer, vom Schnupftabak unterminirten, rothen Nase, von welcher ich bei jedem Niesen fürchtete, sie würde in die Luft springen — dieses Nasenweib schnatterte so entsetzlich, daß ich das Ohrenklingen bekam.

Ich wandte mich an meinen Nachbar und fragte ihn, ob denn heute irgend ein großer Festtag sei, da

in der Stadt alle Glocken läuteten. — Da sah mich dieser Mensch an — ich werde es nie vergessen, wie er mich angesehen — und entgegnete:

„Meint der Herr das im Ernste?"

Und als ich mit dem Haupte nickte, rückte er ein wenig von mir weg und flüsterte seinem Nebenmanne etwas in's Ohr. Dieser besah mich dann mit einem ähnlichen Blick — und flüsterte dem, der ihm auf der andern Seite zunächst saß, wieder Etwas zu. — Im Nu war das Geheimniß im ganzen Wagen herumgegangen und nun nickten Alle mit den Köpfen, und besahen mich stumm und rückten so weit als möglich ab.

Es war klar: sie hielten mich für närrisch.

Nachdem ihr erster Schreck vorbei war, fingen sie wieder an zu carressiren, zu schnattern, zu gackern, zu wiehern, Jedes nach seiner Art und seinem Geschlecht — und da sprachen sie von den theuern Zeiten, und was das Holz kostete und wie die Butter im Preise steige — und wie heute Gemüsemarkt in der Stadt sei und in zwei Wochen Ochsenmarkt — und sodann, daß in der Vorstadt Lichtenthal das Bier schändlich geworden — in Herrnhals aber excellent . . .

Das war Alles, was die guten Leute von Wien erzählen konnten; während ich da saß im Anblick des thatsächlichsten Wunders versunken, welches sich vor mir in weißen, grauen und bunten Steinmassen ausbreitete, überdeckt vom goldenen Netz der Sonne, dessen einzelne

Fäden und Knötchen hüpften und tanzten und vor Freude zu zerreißen drohten — gerade so wie die glücklichen Herzen darunter . . .

Was sah ich nicht noch Alles! — Aber freilich, ich war ja ein Narr.

„Haben Sie nichts Mauthbares bei sich, meine Herren?"

Wir hielten am Schlagbaume der Residenz.

Man hatte bei uns nichts „Mauthbares" entdeckt und wir fuhren in die Straßen hinein. Welch lebendiges Treiben, welche erfreuliche Regsamkeit, Alles läuft, wie große Ameisen, hin und her, kreuz und quer; kein Wiener und keine Wienerin paradirt mit den Schritten auf der Straße — Alles geht im raschen Geschäftsschritte. —

Die Häuser zu beiden Seiten, wie sehr sie in manchen Vorstädten auch aus verschiedenen Perioden stammen mögen, sind gleichwohl durchweg von solider, tüchtiger und bequemer Bauart. Schon in den Vorstädten sieht man eine Unzahl von Palästen und kolossalen Architekturen — aus manchem Gebäude könnte man eine ganze kleine deutsche Stadt machen.

Hahaha!

„Wer lacht hier?" kann ich mit jenem Manne in der Komödie fragen. — Ich war's, ich! Ich mußte lachen, weil mir bei dieser Stelle Euer deutsch-kleinbürgerlicher Stolz einfiel — Euer Grimmaer, Euer

Altenburger, Euer Koburger, Euer Dessauer, Euer Kasseler, Euer Schildaer Lebkuchenpalast-Stolz.

Ich sage's Euch, Ihr Altenburger — und Schildaer Hausbesitzer, baut Eure Häuser fester, sonst wird Eure ganze Stadt früher einstürzen, als das Haus meines guten Nachbars in Wien, des Herrn Seifensiedermeisters Hoppelschwinger, Wohlgeboren, Nr. 1300.

O liebliches Straßenpflaster der Kaiserstadt! — So wünsch' ich mir den Weg in Mahomeds Paradies gepflastert, nicht besser.

Ich stieg im Gasthof zur Dreifaltigkeit in der innern Stadt ab. Im Hui waren die Kellner herbeigeflogen und

„Schaffen (befehlen) Euer Gnaden ein Zimmer?" erscholl's von fünf oder sechs Paar Lippen. Mittlerweile hatte der Hausknecht sich schon meines Gepäckes bemächtigt — und schaffte (hier paßt das Wort besser, lieber Johann!) es hinauf in die Stube.

Alles, Alles mit derselben Geschwindigkeit; und so ward denn auch ich, ehe ich's mich versah, in die zweite Etage verpflanzt —

Hopp, hopp, hopp! im sausenden Galopp.

Für einen Gulden Wiener Währung (etwa sechs gGr. sächs.) speis'te ich zu Mittag an der Table d'hôte sechs vollkommen brave, reelle Wiener-Gerichte nebst Dessert. Aber nicht etwa Windbeutel (Spanischer Wind) und anderes Windiges, wie im Hotel de ** zu ***.

Auch Wein wurde aufgetragen — jedoch mußte man ihn extra bezahlen, was mir keine Schwierigkeiten machte, denn dazumal trank ich noch keinen.

Es ging da ein sehr hübsches Mädchen ab und zu, so eine rechte „holde Maid", wie wir närrischen Romantiker es nennen; in diese hätt' ich mich fast verliebt, wäre mir zur Rechten nicht ein Mensch postirt gewesen, ein Mensch, sag' ich Euch — der eher Allem als einem Menschen glich. Dieser Kerl oder Mensch — oder wie soll ich ihn sonst nennen? — ennuyirte mich seit dem ersten Augenblick mit seiner zur Verzweiflung bringenden Höflichkeit und bot mir immerwährend seine Dienste an, beim Essen, beim Reden, ja selbst beim Denken.

„Wollen Sie nicht von diesem Stückchen Braten versuchen?"

„Ich danke."

„Dieses Compot würde Ihnen gewiß behagen."

„Wirklich?"

„Ihre Gabel scheint zu stumpf — nehmen Sie diese da!"

„Sie sind sehr gütig . . ."

„Sie — scheinen nachdenklich . . . Kann ich Ihnen vielleicht in irgend einer Hinsicht dienen . . ."

„Bitte sehr . . ."

„Sie denken wahrscheinlich darüber nach, was Sie nach dem Essen beginnen sollen; ich könnte Ihnen da aushelfen . . ."

Zur Wuth gebracht murmelte ich einen Fluch zwischen den Lippen.

„Wie meinen Sie das?" fragte er. „Es schien mir, als hätten Sie soeben Türkisch gesprochen. Auch in dieser Sprache kann ich Ihnen Red' und Antwort geben. Kapidschi Baschi — Kapidschi Baschi." —

„Herr!" fuhr ich jetzt auf, „werden Sie mich endlich zufrieden lassen? Was wollen Sie immerfort? Wer hat Ihre Dienste verlangt? — Scheeren Sie sich zum . . ."

Aber auch hier verließ unsern Mann die Artigkeit nicht und er ergänzte dienstfertig: „Zum Guckuck wollen Sie sagen — oder gar zum Teufel! Nun, wie's eben beliebt. Ich stehe in jeder Hinsicht zu Befehl."

Nach Tische erfuhr ich, daß dieser Mann einer von jener Sorte von Geschäftsleuten war, die sich an einen jungen Fremden, bei dem sie Geld verspüren, hängen, um ihm dasselbe abzujagen — durch Spiel, im Handel u. s. w.

Ich entkam ihm jedoch glücklich. Mich hatte meine Ungeduld gerettet und der Mensch hatte es freilich auch ziemlich dumm angefangen.

Tags darauf verfügt' ich mich in die Alserkaserne, woselbst unser Regiment sein Quartier hatte.

V.

Eine Soldaten-Elegie.

Geneigter Leser! Großmüthige Leserin!

Soll ich Ihnen etwas aus meinem Militärleben erzählen?

Ach! Trommelschlag und abermals Trommelschlag und dann wieder Trommelschlag und zuletzt Trommelwirbel, dies Alles mit einigem Kommisbrote versetzt und mit blinden Patronen gespickt; da haben Sie das Ganze.

Was weiß ein armer Kadet, ein armer Lieutenant (denn weiter hatte ich's bis zu meinem neunzehnten Jahre, in welchem ich den Dienst quittirte, nicht gebracht) — was weiß er in Friedenszeiten zu erzählen?

Ja, als unsere Landsleute noch Krieg führten mit den Türken und Franzosen, als der große Held Montecucculi und der „edle Ritter" Prinz Eugen noch den schwarz-gelben Doppeladler aufpflanzten auf den Höhen und in den Ebenen Ungarns, und zwar so

fest und gebieterisch, daß der bleiche Halbmond der Barbaren niedersank in den Staub, — oder aber als der glorreiche Erzherzog Karl ihn in seiner Rechten schwang, ihn einem andern Adler entgegentrug, einem weltbezwingenden — und den unsrigen sodann auf diesen losließ, dort bei Aspern (nun Ihr erinnert Euch ja, daß dies eine blutige Adlerschlacht gewesen, der Sieg aber uns gehörte) . . . ja, damals, damals wußte allenfalls auch noch ein kleines Kadettlein etwas von sich zu sagen, was der Mühe lohnte, angehört zu werden. — Aber jetzt —

Aber jetzt ist es ein Glück, daß es anders ist.

Im Grunde sind wir nichts weniger als darum von der Natur auf diesen Planeten gesetzt worden, um an einem Loth Blei, welches der Magen nun einmal nicht vertragen kann, zu verderben. Im Grunde haben wir unsern Magen zu etwas ganz Anderem erhalten: so z. B. sagen ihm Austern und Fasanen gar nicht übel zu.

Eine Geschichte aus meinem Soldatenleben will ich Euch indeß doch erzählen. Besonders Ihnen, meine gefühlvollen Leserinnen, sei sie geweiht. Es ist dies eine Geschichte, um die mich fürwahr mancher graue Schnurrbart, der die Feldzüge gegen den kleinen Korporal mitgemacht, beneiden würde.

Und es handelt sich hier eben um den kleinen Korporal oder vielmehr um seinen trefflichen Sohn, den

Enkel des guten Kaisers Franz; es handelt sich hier um die frühzeitig dahingewelkte Blüthe aus Habsburgs Stamme: um den Herzog von Reichsstadt. Er war der Oberstlieutenant und später der Oberst unseres Regiments.

Ach! warum mußte sie so früh absterben, diese schlanke, weiße, holde Lilie?

— Eben darum, weil sie eine Lilie war.

Wie liebten wir ihn und wie liebte ihn die ganze Welt. Aber unser Aller Liebe zusammengenommen war noch nicht so groß, wie die Liebe des guten Kaisers Franz. Wahrhaftig, so geliebt zu werden — das allein ist beinahe werth, daß man stirbt!

Es war eine schwächliche Hülle, aber in ihr wohnte der edelste Geist. Wenn Franz Napoleon da saß auf dem Araber, den ihm sein alter Großvater geschenkt, und sein Bataillon kommandirte, da hätte man ihn für einen aus Stahl und Diamant zusammengesetzten Körper, von dem Funken stieben, halten sollen; — wenn jedoch das Exercitium vorbei war, da sank er zu Hause in seinen Lehnstuhl und brach zusammen — bis wieder die Trommel wirbelte und er wieder seinen Araber besteigen konnte.

Wie oft ermahnten ihn die Aerzte — wie oft beschwor ihn der Kaiser, sich zu schonen. Das half nichts. Er konnte nicht leben ohne zu reiten, zu kommandiren und sich zu üben in all' jenen Dingen,

zu welchen er sich geboren wähnte — bis ihn mitten im Trommelwirbel der Tod abrief, bis er hinabsank in's Grab, noch vor seinem Großvater — der ihn so sehr liebte und nun mit seinen Kaiserthränen beweinte.

Jetzt sind sie Beide nicht mehr. Friede ihrer Asche! —

VI.

Der Volksgarten und seine zwei Hälften. — Die Bedeutung des Volksgartens. — Vergnügungen. — Strauß und Lanner. — Das Paradiesgärtchen u. s. w.

Hin zu lustigeren Scenen!

Aus der Kaiserburg haben wir nicht weit — zum Volksgarten! Ja, er liegt noch innerhalb der Räume dieser Burg. Welch' schöne Verbindung! — So ist es auch im Leben . . . Der Kaiser und sein Volk — das Volk und sein Kaiser: zwei innigst verknüpfte Begriffe.

Wenn der Kaiser herausſieht aus dem Saale seiner alten Burg, so fällt sein Blick zuerst nach dem blühenden Garten seines Volks, und wenn dieses Volk den Blick erhebt, so sieht es zuerst seinen Kaiser . . .

Elende Verläumdung, die Du am Herzen der wackeren Oesterreicher nagen, es besudeln und sein Blut aussaugen wolltest . . . diese Volksliebe und diese Kaiserliebe besteht in solcher Wirklichkeit wie das Leuchten der Sonne. Und selbst der mißvergnügteste Mann

unseres Volkes richtet seinen Mißmuth nicht gegen sein Herrscherhaus, das ihm lieb und theuer ist, wie das eigene.

Der Volksgarten ward von dem guten Kaiser Franz seinen „Kindern", wie er uns Alle nannte, eingeräumt; seitdem ist er ihnen geblieben — seitdem seht Ihr sie dort Tag für Tag in Lust und Heiterkeit wandeln, zwischen Bäumen und Blumen, die auf des Kaisers Geheiß gepflanzt wurden.

Es theilt sich aber der Volksgarten in zwei Hälften, in den äußern und den innern. Jener ist der große, weite, mit Bäumen und Hecken bepflanzte Raum, dessen Mittelpunkt der Theseustempel mit dem Meisterwerke Canova's bildet; der innere oder kleinere Volksgarten beschränkt sich auf einen etliche hundert Schritte großen Platz, auf welchem jedoch eine ganze Menge von Vergnügungsapparaten zusammengedrängt ist. Da habt Ihr zuerst einen halbkreisförmigen Salon mit einem Buffet, einem Kaffee-, ja selbst einem Bierschank. Dieser Salon ist angefüllt mit herrlichen Blumen — und während des Sommers nach allen Seiten hin offen . . . im Winter werden die Glasthüren und Fenster geschlossen, der Salon ist jedoch darum nicht weniger besucht, und zwar pflanzt sich dann das Orchester d'rinnen auf; während es in der schöneren Jahreszeit draußen vor dem Salon, nämlich in der Mitte des kleinen Volksgartens, steht, woselbst ein hübscher Pavillon es aufnimmt.

Zwischen dem letztern und dem Salon stehen viele Reihen Stühle, auf denen die schönsten Damen der Residenz Platz nehmen, umflattert von den schönsten Schmetterlingen der Männerwelt. — Den übrigen Raum nehmen Spaziergänger ein, die sich hier in drei- und vierfacher Colonne um den Pavillon bewegen — was allerdings dem Gange in der „Tretmühle" (wie diese Promenade von Witzbolden benannt wurde) ein wenig ähnlich sieht. —

Strauß und Lanner dirigiren das Orchester, seit einer Reihe von Jahren besonders der letztere. Da gibt es denn große Festivitäten — wobei noch Militärmusik, was Tausende von Gästen herbeilockt, welche alle sich auf diesem engen Raume zusammendrängen, so daß Einer vor dem Andern nicht Platz hat.

Und doch ist Alles eitel Vergnügen und Wonne! Und doch genirt Eins das Andere nicht — sondern Alle stimmen ein in den fröhlichsten Choral, der sich zwar nur durch Plaudern, Lachen und Witzeln offenbart, der indeß immer schön und harmonisch tönt.

Die eigentliche haute noblesse besucht den Volksgarten zwar nicht oder nur auf Augenblicke und en passant — namentlich die Damen aus den höchsten Kreisen sind hier kaum zu sehen, häufiger noch erscheinen ältere und jüngere „Kavaliere."

Zu den stehenden Figuren des Volksgartens gehören die Lieutenants der ungarischen adligen Leibgarde. Ein Volksgartenvergnügen ohne sie läßt sich nicht

denken. Sie nehmen ihren Platz mitten im Kreise, zerstreuen sich wohl auch nach allen Seiten — denn sie zählen hier viele Bekanntschaften.

Andere Offiziere der Garnison — junge Beamte, Fremde und Studenten bilden den übrigen Theil der Bevölkerung, der Industrieritter und Pflastertreter nicht zu gedenken, an denen es in Wien, wie in jeder großen Stadt nicht fehlt.

Die „Mama" jedoch und „ihr Töchterlein", das sind die Hauptzierden und Hauptpflanzen des Volksgartens. Sie alle, so viele ihrer der wohlhabendere Bürgerstand zählt, kommen hierher und erregen die Neugierde, die Sympathie oder gar die Heirathslust jener jungen Herren, von denen eben die Rede gewesen. Das Letztere ist die eigentliche Absicht der „Mama" — wie natürlich.

Nicht wenig tragen zu dieser Herzens-Annäherung die Töne des wirbelnden Orchesters bei — denn die Wiener werden durch Lanner's und Strauß's Musik verliebter gemacht — weßhalb die Pietät für diese Geigen-Heroen erklärlich.

Für Strauß und Lanner existirt übrigens auch noch ein patriotisches Interesse. Der Wiener betrachtet sie als die Schöpfer seiner Nationalmusik; — das letztere ist der Walzer auch; in ihm spiegelt sich das frohe, rauschende, wirbelnde Genußleben des Oesterreichers am nachdrücklichsten ab. —

Es geschieht wohl auch ein Mal im Jahre, daß

der Volksgarten sich der kurzen Gegenwart einer erlauchten Person erfreut; die Mitglieder des Herrscherhauses mischen sich gern unter ihr Volk. Dann jedoch entsteht im Volksgartenvergnügen eine Pause, und alle Blicke richten sich nach dem geliebten Fürsten.

Die Fremden, welche zum ersten Male in den Volksgarten kommen, werden ihre Erwartungen wohl nicht ganz befriedigt finden. Sie kommen in der Meinung, einen Garten des Volkes, einen Tummelplatz der Nationallust zu finden. Der Name hat sie irre geführt. Das geht schon so in der Welt: manche Sachen heißen ganz anders, als sie heißen sollen, z. B. die Deutsche u. s. w.

Ein thatsächlicher Volksgarten von Wien ist der Prater, die Brigittenau (beim Volksfest), Tivoli, der „Volksgarten" aber, wie er dem Namen nach besteht — verdient diesen Namen aus einem viel höheren Gesichtspunkte ebenfalls. — Der höchstselige Kaiser Franz gab ihm, wie schon gesagt, diesen Namen, als er einen Theil des freien Raumes im Umfange seiner Kaiserburg dem freien Zutritte seines Volkes widmete.

Einen Pendant zum Volksgarten bildet das etwas höher gelegene sogenannte Paradiesgärtchen, wo köstlichere Blumen sprießen und eine ambrosischere Luft weht. Inzwischen ziehe ich den Volksgarten vor, ob seines größeren Mangels an Alten-Even-Geträtsches, zu dessen Stapelplatz das Paradiesgärtlein verdammt scheint.

Im Paradiesgärtlein begegnete ich einmal einer jungen Eva, an deren Seite eine alte Schlange kroch. O blühendjunge Eva, Du hast es vor Deinem Gewissen zu verantworten, daß Deine alte Schlange mich so giftig stach, daß ich davon noch jetzt bluten muß.

Weiter weiß ich über das Volks- und Paradiesgärtlein nichts zu sagen. —

Indeß will ich Sie, meine Freunde und Freundinnen (das ist eine neue Lesart statt: Leser und Leserinnen) — noch keineswegs nach Hause führen; bewahre uns davor der Prophet! „Zu Hause sterben die Leute!" sagt Professor D. L. B. Wolf in Jena — und ich möchte es keineswegs haben, daß Sie, meine Freunde und Freundinnen — mir so mir nichts dir nichts unter der Hand wegstürben — bevor Sie noch dieses schöne Buch zu Ende gelesen.

VII.

Die Bastei. — Promenade auf derselben. — Erfrischungs-Intermezzo mit poetischem Verzweiflungs-Finale.

Sie werden zugeben, daß das kein Selbstlob ist. Ich lobe blos mein Buch — und erleichtere den Recensenten ihr Geschäft. Ich möchte es ihnen auch nach der andern Seite hin erleichtern ... und gegen mein eigen Kind losziehen. Allein, bei Gott, das ist mir unmöglich; 's ist ja eben mein Kind und ich habe deren schon gar manche in die Welt gesetzt, friedliche in Romanen, Novellen, und kriegerische in Journalaufsätzen und Zeitschilderungen, ohne es jemals bis zu jenem Grade moderner Selbstzufriedenheit zu bringen, daß ich sie vor den Augen der Welt für schlecht ausgeschrien hätte, was immer voraussetzt, daß sie Einem in'sgeheim um so mehr gefallen.

Allein lassen wir das und kehren wir lieber zu unserem Thema zurück.

Ich wollte Sie auf die Bastei führen. Vom Paradiesgärtchen gelangt man zur Bastei — gerade so wie

vom A zum B. Die Bastei ist die Fortsetzung des Volks- und Paradiesgärtchens, oder vielmehr diese beiden sind die Centralpunkte von jener.

Allein da jetzt Sommerzeit ist — denn während dieser blühen die Freuden im Volksgarten am schönsten — so müssen Sie mir schon die Gefälligkeit erzeigen und ein wenig Phantasie zur Hand nehmen, um mit mir einen Sprung in den Winter zu thun, da es mit der Bastei gerade umgekehrt ist: nämlich sie blüht am reizendsten im December, Januar und Februar.

Wohl denn also. Es ist Januar oder meinetwegen März — wie Sie's gerade haben wollen. Alles, was zur Mittagzeit — Zeit und Lust zu einem Spaziergange hat, eilt nach der Bastei, worunter die um die innere Stadt sich ziehenden Wälle zu verstehen sind. Sie erblicken da die Fürstin, die Gräfin, die Gesandtin, die einfache Kaufmannsfrau, die Gemahlin des geldmächtigen Banquiers, sämmtlich mit ihren Familien, wozu außer dem Herrn des Hauses auch die Töchter, erwachsene und unmündige Kindlein, zu zählen sind. Die Damen, deren Männer um diese Zeit in den Bureaux des Staates sitzen, wählen andere Begleiter, Freunde vom Hause, mit denen sie sich hier ergehen, mit denen sie scherzen, lachen, kritisiren und medisiren — — bei Gott, nicht selten auf Kosten der armen Ehemänner.

Die kostbarsten Stoffe, schwer, seiden und sammten — mit prächtigem Pelzwerk verbrämt, sind hier zu

schauen — und einer von diesen Muffs wiegt oft tausend andere Muffe der Welt auf. Auch die Herren sind von oben bis unten in Winterröcken, Paletots, Sibiriennes, Bournussen u. s. w. eingehüllt — um den Hals schlingt sich in romantischem Faltenwurf ein Shawl...

Hui, wie das eilt und rennt und dahin stürmt! Es ist aber auch eine harte Kälte — die Zähne klappern, der Athem gefriert, das Blut erstarrt — — und darum muß man unaufhaltsam vorwärts: es ist das hier eine wahre Eispartie.

Man geht zwei, drei Mal um die Stadt, was im Ganzen kaum eine Stunde währt... die Vorstädte dehnen sich ringsum aus, gleich einem Panorama, über welches der graue Winternebel gebreitet wie ein Flor; dasselbe gilt von der Spitze des überall sichtbaren Stephansthurmes, der in die Wolken zu ragen und diese auf sich hernieder zu ziehen scheint.

In dem eben besprochenen Panorama treten die verschiedenen Hauptpunkte des äußeren Wiens imposant heraus: da die Karlskirche mit ihrer Kuppel und den zwei herrlichen Obelisken vor dem Portal... dort die kaiserlichen Stallungen — das Gebäude der ungarischen Edelgarde — die Alserkaserne — die Leopoldstadt mit dem Donauarme und den schönen Brücken darüber — ferner hundert andere palastähnliche Häuser und Bauwerke.

Zur Abwechslung begiebt man sich dann von der Bastei herab in die Straßen: unter denen jetzt nur

der Kohlenmarkt, Graben, Stephansplatz und allenfalls die Kärnthnerstraße en vogue sind.

Hier bieten die Gewölbe und Kaufläden, wie mitten im Sommer, ihre reizendsten Stoffe dar, aufgeschichtet in Glasschränken vor der Thür, oder zwischen und über dieser, Alles in pittoresken Zusammenstellungen ... Ja die Putzsachen, Galanteriewaaren und Damenstoffe sind in dieser Jahreszeit noch reichlicher und koketter ausgestellt, so daß ihr unendliches Bunterlei das Auge blendet. —

Während wir nun noch die eigentliche schöne Welt sich umhertummeln lassen, verfügen wir uns, ermüdet und ausgehungert von der Morgenluft, nach irgend einem von den kleinen Lokalen, wo der elegante Wiener sein Gabelfrühstück verzehrt, z. B. zum Kamahl, Lenkay ꝛc.

Bei behaglicher Ofenwärme strecken wir uns auf einem Sopha aus, sehen in die Speisekarte und bestellen z. B. Austern — die man nirgends so schlecht bekommt, wie in Wien. Wenigstens darf man in nordischen Seestädten nur kurze Zeit verweilt haben, um den Triester Schaalthieren, die hier aufgetischt werden, ihren miserablen Geschmack abzugewinnen.

Der Sonderbarkeit wegen jedoch versuchen wir's mit denselben; — — wäre der edle Neszmályer nicht daneben im Glase, wahrhaftig, wir würden das ganze Mahl liegen lassen und uns lieber an Krenwürstel

halten — der eigentlichen Nationalspeise des Wieners, die ihm statt der Austern dient.

Zum Glück haben wir hier noch Bricken, Anchovis, Sardellen, Lachse, Aale, Westphäler Schinken, Strachino, Chesterkäse und hundert andere Pikanterien — und sind demnach nicht bemüßigt, wie die Auster — an ihrer Schale zu kleben...., wie die Wiener-Triester Auster nämlich....

Unser Goût, unser Appetit ist befriedigt und wir verlassen das Lokal, indem wir uns neuerdings der Bastei zukehren, die jetzt anfängt, sich ihrer Besucher zu entäußern — für deren einen Theil, und dies sind die Angestellten, sodann die Leute aus dem Mittelstande, die Stunde des Mittagsmahls geschlagen hat.

Auch die haute-volée hat zum größten Theil bereits das Feld geräumt, das jetzt nur mehr von einem bunten Gestalten-Kauderwelsch behauptet wird, von Individuen, die entweder zu genial sind, um die Mittagsstunde zu eben dem Zweck zu benutzen, wozu die ganze Welt sie benutzt — — dann von Leuten, die bereits gegessen, und endlich von solchen, die — nichts zu essen haben.

Da sieht man denn jetzt vorzugsweise die edlen Diener der Musen umherschlendern, mit langen Hälsen und dürren Lippen, — ästhetische Fragen abhandelnd und dabei pathetisch nach den Atomen schnappend, wovon jetzt, Dank den Fleischtöpfen Wiens, die ganze Atmosphäre dieser Stadt erfüllt ist ...

Sehen Sie dort jenes winzige Poetlein an der

Seite der hagern lyrischen Hopfenstange, die soeben einen Hexameter scandirt:

„Sattle die schneeigen Rosse, o himmelerleuchtender
Phöbos —"

und dabei verlangend nach einem Schornsteine schielt, aus welchem bläulicher Rauch sich in die Wolken emporkräuselt; unwillkürlich fallen nun die folgenden Hexameter so aus:

„Hätt' ich, ach hätt' ich die Ursach' von jenem bläulichen
Rauch dort —
Jetzt in meiner Gewalt, wie wollt' ich daran mich erlaben...
Aber die Ursach' bleibt ferne von mir —"

und hier bricht die Dichtung plötzlich ab, denn unsern Dichter erfaßte soeben ein riesenhafter Magenschmerz und er erzeugt in ihm später dieses Distichon:

„Phöbos, o Phöbos Apollo, warum verlässest den Sohn du —
Während du Tausenden reichst Braten in Hülle und Fülle?
Oh nur ein einzig Krenwürstel — — —"

Hier kann der Dichter nicht weiter; er wankt nach Hause und sinkt auf seine Lorbeeren nieder.

VIII.

Essen und Trinken.

„Essen und Trinken hält Leib' und Seel' zusammen."
Wahlspruch meines Großvaters.

Da wir jetzt gerade bei einem günstigen Thema sind, so wollen wir es zu einem neuen Kapitel benutzen.

Dieses Kapitel verdient seiner Wichtigkeit wegen mit goldener Schrift gedruckt zu werden.

Wir reden von Essen und Trinken im Lande Oesterreich.

Hierbei seh' ich schon, wie die sächsischen Küchenmeister und die Berlinischen Garköche, ja selbst die ostpreußischen Küchenjungen der Gelehrtenrepublik in unbeschreiblich ironischer Weise den Mund verziehen und mitleidsvoll mit den Augen zwinkern — sich dabei auch die Hände reiben oder dieselben hinter ihren druckpapiernen Schürzen verbergen — ausrufend:

„O sancta simplicitas!"

Und gleich nachher setzen sie hinzu:

„Der Mensch lebt ja nicht, um zu essen, sondern er ißt, um zu leben."

Das ist aber grundfalsch und da irren sich diese Herren gleich von vorn herein.

„Der Mensch lebt, um zu essen!" das behaupte ich stets und fest; denn äße der Mensch, um zu leben — mein Gott, was wäre dann mit gewissen deutschen Ländern bisher geschehen! Sie hätten sich bereits längst in große Gottesäcker umgewandelt.

Ich will sie hier nicht beim Namen nennen — denn Gott weiß, es ist mir nicht darum zu thun, von irgend Jemand Schlechtes zu erzählen —: aber ich sage nur ganz einfach Folgendes:

So lange ich die Ehre hatte, in jenen Ländern zu leben (und ich genoß diese Ehre durch mehrere Jahre), erinnere ich mich nicht, daß ich jemals gegessen hätte. Folglich habe ich sogar an mir selbst den Beweis hergestellt: der Mensch lebe, um zu essen, und nicht umgekehrt.

Ueber diese Materie will ich nächstens eine tiefsinnige Abhandlung verfassen und sie der Universität in X., wo bekanntlich am miserabelsten gegessen wird — dediciren. Ich hoffe sodann, von ihr zum Professor der Kochkunst oder des Sanscrit ernannt zu werden.

Unter uns: den Mahabarata will ich mit ganz neuen Original-Gloſſen aufwärmen, und was den Ramajana betrifft, so soll dieser ebenfalls auf eine neu-pfiffige Weise abgekocht werden, wie der schönste Kalbskopf.

O mir selber läuft schon das Wasser im Munde

zusammen, denk' ich an den frisch abgebrühten Ramajana-Kalbskopf.

Allein wir verplaudern uns wieder.

Wir sollten vielmehr in unserer Entzückungs-Jeremiade fortfahren. Also:

O wie werden sich einige Kritiker, die meine speciellen und guten Freunde sind und die ich so sehr liebe, ärgern, daß ich noch immer nicht aufhöre, über Küche und Keller zu discutiren. — —

! ! ! !

Aber das ist von ihnen nicht besser zu erwarten.

Ihr, meine lieben Freunde und Collegen — Ihr würdet Euch wahrhaft entwürdigen, ja in die Kategorie der Lumpe würdet Ihr herabsteigen, wolltet Ihr über das, was Ihr Küche nennt, nämlich über die sächsische Küche, schreiben.

Ach, meine süßesten Herren Küchen-Mitleider im Lande Sachsen: Ihr seid niemals noch im Paradiese gewesen, nicht wahr? — Daher redet auch nicht davon. Ich jedoch, ich bin im Paradiese gewesen: nämlich ich habe sechsundzwanzig Jahre in Oesterreich gelebt, soll heißen: gegessen. —

Ihr werdet das wieder nicht begreifen. Natürlich, aus dem bereits angeführten Grunde.

Aber ich will Euch noch Etwas beweisen, nämlich die geistigen Vorzüge Oesterreichs in Anbetracht seiner Küche. — Erwiesen ist, daß, um den Geist frei und thätig zu erhalten, zuerst der Körper

befriedigt werden muß. Dieser wirkt auf jenen unmenschlich stark zurück. — Wenn dies nun der Fall: so muß bis zu einem gewissen Grade die freie Thätigkeit des Geistes mit der größeren Behaglichkeit zunehmen, in welche der Körper versetzt wird. Daher ist evident:

Daß ich in Dommaiers Casino zu Wien besser und höher denke, als bei Stehely in Berlin; denn bei Dommaier esse ich Rebhühner und trinke Neszmályer; bei Stehely aber esse ich dünne Butterbemmen und trinke dünnen Thee.

O Dommaier! o Daum! o Scherzer! o Mann im Matschakerhofe! in der Kaiserin von Oesterreich! im Casino! — — und all' Ihr übrigen Götter meines heimathlichen Paradieses — wo seid Ihr? — Ach, warum kann ich Euch nicht umarmen und Eure welschen Hühner, Tantrons, Escalozs, Strudeln und Fricassés allzumal. — Ach — selbst du, harmloses Rostbratel mit deinem legitimen Bruder, dem Lungenbratel, würdest mich in Demuth vor Dir niedersinken und dich mit Patriotismus verschlingen sehen. — Aber ach — Ihr seid fern von mir; wer weiß, wann ich Euch wiedersehe. O Rostbratele! o heimathliche Träume voll Wirklichkeit und kleingehacktem Knoblauch!

O, ich werde schwach!

„Nachbarin, Euer Riechfläschchen!" —

— — — Es giebt in Wien nicht mehr Gasthöfe, Restaurationen, Kaffeehäuser u. s. w., als verhältnißmäßig in einer andern Stadt; die Mehrzahl also macht es

nicht aus — — wohl aber die innere Güte. Es ist der alte Casus mit dem Unterschiede zwischen Quantität und Qualität. — Die letztere Eigenschaft nun ist es, die das Gasthauswesen Wiens zu jenem Paradiese macht, wovon wir eben gesprochen.

Wir befinden uns zum Beispiel in der Kaiserin von Oesterreich.

„Kellner! Kellner!"

(Anstatt eines fliegen sechs Kellner herbei; elegante, hübsche Jünglinge mit ihrem unauslöschlichen Humor und ihrer unnachahmlichen Geduld. Sie machen eine tiefe Verbeugung:)

„Was befehlen Eure Gnaden?"

„Eine Karte!"

Im Nu wird diese herbeigebracht; es ist jedoch nicht etwa so ein Kärtchen von 6 Zoll Höhe und 3 Zoll Breite, meine lieben Freunde und Köche im Lande Sachsen, sondern es ist eine förmliche, große, große Landcharte — 30 Zoll lang und 40 Zoll breit — eingetheilt in die verschiedenen Provinzen des Reiches der Ceres und des Bachus: in die Provinz der Suppen,

= = = der Assietten,
= = = der Rindfleische,
= = = der Gemüse,
= = = der Eingemachten (der Speisen mit pikanten Saucen),
= = = der Mehlspeisen,
= = = der Fischspeisen,

in die Provinz des Wildprets,
= = = der Braten,
= = = des Desserts,
= = = der Weine u. s. w.

Jede dieser Provinzen enthält 5, 6, 10, 20, auch 30 einzelne feste Plätze (Gerichte), und so kommt da, wie man leicht denken kann, am Ende eine sehr hübsche Bevölkerung heraus.

Man wählt und entscheidet sich zuerst für Etwas aus dem Lande der Suppen. Dies ist aber keine mit Butter geölte Wassersuppe, Ihr meine geliebten Freunde und Köche im Lande Sachsen, sondern es ist veritable Fleischbrühe, ein Ding, wovon Ihr guten Leute Euch gar keine Vorstellung machen könnt.

Man geht nun zu dem Ländchen der Assietten über, was aber nicht ganz national ist, denn der Oesterreicher läßt die Assietten in der Regel neben seinem Wege liegen und begiebt sich ohne Säumen nach dem Territorium der, von den Hamburgern so sehr gefeierten, Rindfleische. Sie werden mit Meerrettig, Saucen, Radieschen, Gurken u. s. w. genossen.

Folgt das Gemüse mit einer Auflage von Gebratenem oder geschmortem Fleische; wird in der Regel von honetten Menschen übergangen.

Die Eingemachten hingegen bilden eine Hauptstation des österreichischen Denkens und Essens. Hier verweilen Beide mit Behagen und ergeben sich gänzlich demjenigen, welchem sie nicht widerstehen können. —

Von der Natur dieser sogenannten „Eingemachten" kann ich Euch, geliebte Freunde und Köche im Lande Sachsen, keinen rechten Begriff geben. Er wird für Euch ewiglich das Schibolet bleiben, welches Euch von den Süddeutschen unterscheidet, und Ihr werdet dieses Schibolet immerdar als Sibolet aussprechen. — Um Euch jedoch das Absolut-Unerfaßliche mindestens von einer Seite anschaulich zu machen, so stellt Euch vor, Euere Cotelettes mit Allerlei wären an innerer Gründlichkeit und äußerer Aesthetik zur zehnfachen Potenz erhoben — und Ihr habt allenfalls eine leise Idee von dem, was der Oesterreicher unter dem Namen eines Eingemachten in reeller Wirklichkeit verzehrt. Solcher Eingemachte aber giebt es Hunderterlei und Tausenderlei.

O Ihr Götter und Heroen der Küche alle! Jupiter, Lucullus, Apicius, Nero, Diocletian, Attila, Heinrich IV., Ludwig XIV., Prinz von Soubise, Voltaire und Clauren: erleuchtet meine lieben Freunde und Köche im Lande Sachsen — bis zu dem Grade, daß sie das Wesen eines „Eingemachten" erfassen, begreifen und sich daran wenigstens im Geiste erquicken mögen.

Die Mehlspeise lebt im Herzen (Magen) eines jeden Oesterreichers als das lieblichste Vergißmeinnicht der Tafel. Eine Mahlzeit ohne Mehlspeise bietet für die Erinnerung Nichts dar; sie hat nicht existirt.

Darauf kommen die Fischspeisen.

Wäss'rige Literaten halten sich besonders an diesen

Punkt — und mögen darüber ihre Meinung nachträglich in einigen deutschen Blättern bekannt geben. Auf diese Art wird in diesen Blättern doch einmal etwas Genießbares vorkommen.

Das Wildpret ist die partie honteuse der Oesterreichischen Speisekarte; das will aber weiter nichts sagen, als daß es noch immer viel besser ist, als die beste Partie der Table d'hôte im Hotel de Baviere, Petersstraße, Leipzig.

Am Braten hält der Oesterreicher mit rührender Standhaftigkeit. Die „goldne Birne" hat durch ihren Braten ihren Platz in der Weltgeschichte stets zu behaupten gewußt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die übrigen Gasthöfe Wiens den ihrigen weniger gut behauptet hätten; im Gegentheil muß ich bekennen, daß mir erst neulich ein berühmter Historiker mit bekümmerter Miene gestanden: — wenn die Wiener Gasthöfe fortfahren würden, so ausgezeichneten Braten zu liefern, dann würde er bald nicht Raum genug behalten in seiner Geschichte — zur Aufzeichnung anderer Dinge.

„Kellner! Kellner!"

„Befehlen Euer Gnaden?"

„Dieser Braten scheint mir zu scharf."

„Wenn Euer Gnaden dies glauben — so werde ich ein anderes Stück bringen."

„Oder — er scheint mir vielmehr zu weich...."

„Es ist möglich; ich werde einen schärfern bringen."

„Nein, nein, er ist zu fett; das ist es."

„Richtig. Ich werde sogleich mit einem mageren aufwarten."

„Halt, halt! — Jetzt dünkt er mir doch wieder zu mager."

„— — Ich werde einen fetten herbei schaffen."

„Aber das mein' ich ja nicht; sondern — sondern ich meine, dieser Braten sei ein wenig zu zart, zu jung..."

„— — Ganz recht.... er ist zu jung: ich werde einen bringen von einem kräftigeren Stück Vieh...."

— — — Ist das nicht der Polonius des Hamlet, dieser arme Kellner? und muß er nicht ex professo den Narren spielen? — zum Schlusse wird er aus Dankbarkeit auch noch erstochen wie Polonius, d. h. er wird „Dummkopf" — „Esel" — „Tölpel" genannt — oder gar geohrfeigt. Das Letztere ist wohl auch schon vorgekommen.

Seht Ihr, meine lieben Freunde und Köche von Leipzig, so wird man in Wien bedient!

Allein die Mahlzeit ist noch keineswegs beendigt. Ein Oesterreichischer Magen gleicht dem Gott Jumahal der Indier: je mehr er ißt, je mehr Appetit bekömmt er zum Essen. — Es kommen jetzt die verschiedenen Salate zum Braten, wovon der Tisch in eine kleine Gärtnerei verwandelt wird.

Dann läßt man sich mit dem Dessert ein. Und da

die Wiener nicht nur Freunde des Soliden sind, sondern außerdem auch noch die ausgemachtesten Leckermäuler: so kann man sich von dem kleinen Nachspiel, welches jetzt nach dem großen Drama aufgeführt wird — eine Vorstellung machen. Die Torten, die Crêmes (es ist indeß ein Fehler, daß die Crêmes in Wiener Gasthäusern als Dessert gelten), die Bonbons und Zwiebäcke tummeln sich im lustigen Durcheinander und gerade so, als wäre früher Nichts da gewesen — als wären sie die einzigen Helden des Tages.....

Was die Weine betrifft: so gilt bei ihnen ein anderes Princip, und zwar blos das der Qualität. Viel Wein vermag kein Wiener zu trinken, er müßte denn aus Lerchenfeld sein; aber guten Wein muß er haben, und er ist hierbei so sehr Patriot, daß er in der Regel blos inländischen trinkt.

Nun giebt es freilich vom Tokayer bis zum leichten Landwein tausend Sorten.

Ich muß noch einmal bemerken, daß von den genannten Gerichten nicht etwa blos eine oder zwei Sorten, sondern daß deren zehn, auch zwanzig und der Eingemachten noch mehr vorhanden sind.

„Kellner, die Rechnung!"

„Euer Gnaden haben Suppe 6 Xr.
Rindfleisch 12 =
Entremets 15 =
Eingemachtes 24 =
Mehlspeise 15 =

*

Wildpret	18 Xr.
Braten	24 =
Dessert	18 =
Wein	30 =

Summa: 6 und 12 macht 18 und 15 ist 36 und 24 ist ein Fl.*) und 12 und 15 ist 1 Fl. 27 und 18 macht 1 Fl. 50 und 24 ist 1 Fl. 18 und 18 ist 1 Fl. 36 und 30 ist 2 Fl 16 Xr. W. W.

Der Wiener Kellner hat einen einzigen Naturfehler: er verrechnet sich leicht. — Aber dafür ist er ja auch der Polonius und wird erstochen. —

Mit vollem Magen und behaglicher Seele stehen wir vom Tische auf, um uns zum Kaffee zu begeben; wir fahren nach Daum's Kaffeehaus, Kohlmarkt Nr. so und soviel. O wie gut hat uns das Alles geschmeckt! —

Wem? —

Ach, mir nicht. Ich, Schreiber dieses, — habe erst vor Kurzem im Hôtel de Baviere zu Leipzig gegessen. Nur ein unglücklicher Magen kann so schön träumen, wie ich vorhin träumte.

*) Der Gulden hat bekanntlich auch in Oesterreich 60 Xr.

IX.

Kaffeehäuser.

„Wer lange Kaffee trinkt, lebt lange."
Wahlspruch meiner Großmutter.

Wir befinden uns also in Daum's Kaffeehause.

„Daum's Kaffeehaus" — das ist leicht gesagt; was aber stellt Ihr Euch darunter vor, Ihr meine theuren Freunde und Marqueure in Norddeutschland? — Etwa einen, zwei große und leere Säle, in welchen nichts ist — als etliche Dutzend Menschen, die da sitzen kalt, steinern, regungslos hinter Zeitungen verschanzt, ohne einander anzublicken, ohne im Mindesten aus der Haut zu fahren, wenn z. B. ihr Nachbar zur Rechten plötzlich vom Schlage gerührt wird?

O dergleichen müßt Ihr bei Leibe nicht von uns denken.

Ein Wiener Kaffeehaus ist ein freudiger, lustiger, bunter, heidnischer Tempel der Lust, des Plauderns, des Billardspieles, des Kaffees prima sorte und der Chronique scandaleuse.

Wie sehr wünschte ich's um Euretwillen, und auch für mich, daß wir jetzt Alle versammelt wären im großen

Saale bei Herrn Daum, wo „Milch und Honig fleußt", wie es irgendwo bei irgend einem Propheten heißt.

Ach, es würden uns da die mürben Kipfel winken und der echte Mokka — und die treue deutsche Sahne aus Grinzing, wie ehrlich und unvermischt mit moderner Wasser-Cultur würde sie uns entgegenlächeln! Und dann die lange Pfeife, die uns der Marqueur mit der einen Hand reichte und mit der andern den brennenden Fidibus — — o, wie türkenselig sollte unser Leben dahin fließen! Und jetzt käme er (der Marqueur) gar auf uns zu, verneigte sich, wie nur ein Wiener Marqueur sich verneigen kann, und spräche:

„Ist Euer Gnaden etwa eine Partie gefällig?" (Das will sagen: Billard.)

O Freund Marqueur mit Deinem Hohenpriester-Barte, laß ab mit solchem Einladen zu einer Partie. Störe nicht unsere Langepfeifen-Seligkeit und den Zauber unseres Mürbenkipfel-Genusses...

Doch halt, da fällt mir bei, daß ja soeben die Mahlzeit vorbei ist und daß man jetzt schwarzen Kaffee trinkt, natürlich ohne Kipfel.

Meiner Treu, es war mir zu verzeihen. Das Entzücken macht die Menschen bisweilen zu Narren.

In dieser günstigen Stimmung will ich mich nun über einige Journale machen, die in Wien erscheinen und 2000 Abonnenten — zu haben vorgeben.

Doch nein. Von diesen Pillen nachher, beste Gräfin!

X.

Eine bürgerliche Gesellschaft.

Aber mit der Häuslichkeit und allen häuslichen Tugenden ist es ein eigen Ding. Sie fehlen in Wien zwar nicht, aber sie sind verschleiert, versteckt, unter einer dicken Schicht bunter Weltfreuden verborgen. Darum aber mögen sie jedoch eben am schönsten gedeihen.

O geht mir doch mit Eurer breiten, dicken, hausbacken-wanstigen Häuslichkeit! Diese Häuslichkeit, die beständig mit dem Schlüsselbunde rasselt und stets nach Butter und Petersilie riecht, ist mir fatal. In Wien kennen wir sie kaum. Diese Art von Häuslichkeit ist dort ganz und gar in die Küche gebannt. Eine Wiener Hausfrau spielt die Köchin blos am Herde — und die Kindermagd in der Kinderstube; nie wird sie im Gesellschaftszimmer die Hausmutter spielen.

Deshalb sind jedoch — ich wette d'rauf — unsere Frauen nicht minder gut, treu, wirthschaftlich und im Kochen oder Stricken bewandert.

Auch sind sie außerhalb des Gesellschaftszimmers

bisweilen so schmierig, daß Ihr selbst darüber entzückt sein würdet.

Aus diesen Bemerkungen werdet Ihr entnehmen, daß die Gespräche in einem ordentlichen Wiener Familienkreise — sich weder um Wetter, noch um die Kinder, noch um des Nachbars verbrannte Omelette, sondern um ganz andere Punkte drehen.

Welches sind aber diese Punkte?

Ei, es ist schwer, das so mir nichts dir nichts herzusagen. Gerade so, als sollt' ich Euch in der größten Geschwindigkeit Alles herzählen, was ich über den Festungsbau und die englische Schlafmützen-Fabrikation weiß.

Am besten, ich führe Euch geradenwegs in irgend einen bürgerlichen Kreis, wo Ihr dann Alles selbst beobachten und Euch das Bezeichnendste davon ad notam nehmen könnt.

Scene.

(Das Gesellschaftszimmer, anständig und sogar mit einigem Luxus ausgestattet. Ein bequemes Sopha, mehrere Stühle, Tabourets, Vasen und Gläser mit Blumen u. s. w. — Die Frau vom Hause, etwas dick, aber sonst nicht übel, sitzt mit ihren zwei Töchtern auf dem Sopha. — Es ist sonst noch Niemand da — außer der Herr Gemahl, was eben so viel ist, als Niemand.)

Mama. Es ist schon ziemlich spät.

Nina (die größere Tochter von 17 Jahren). Wo nur der Herr von Mäuselberger bleibt!

Maly (ein Jahr jünger). Ja, ja, er versprach zu kommen;... auch Herr von Kipfelhuber versprach...

Papa. Maly, Maly, wie mir scheint, so steckt Dir der Herr von Kipfelhuber noch immer im Kopfe.

Maly. O, er ist so galant und hat einen so schönen Tenor; neulich sangen wir das Duett: „Welcher Reiz in ihren Tönen!" aus Zampa.

Mama. Maly, Maly, daß Ihr mir das nicht wieder singt.

(Man hört Geräusch vor der Thür)

Nina. O, das ist gewiß der Herr von Mäuselberger!

Maly. O, das ist gewiß der Herr von Kipfelhuber!

Herr Mäuselberger (oder Herr von Mäuselberger) (tritt ein. Es ist ein hübscher junger Mann, der seinen Bart à la Hugenotte wachsen läßt). Ich habe die Ehre! — (Verneigt sich und geht auf die Frau vom Hause zu, der er die Hand küßt. Gnädige Frau — Sie befinden sich —?

Mama. Ich danke. So, so. Und wie steht es mit Ihrem Befinden, Herr von Mäuselberger?

Mäuselberger. Ich küsse die Hand, passabel. Und die Fräulein befinden sich —?

Nina und Maly (zugleich). O, sehr gut, Herr von Mäuselberger.

Mäuselberger. Gehorsamster Diener, Herr von

Klapphorn (so heißt nämlich Papa mit seinem Familiennamen) . . . Bitt' um Verzeihung, daß ich nicht schon früher so glücklich war, Sie zu bemerken . . .

Papa. O, das thut nichts; ich bin im Hause der Letzte. —

(Und das ist thatsächlich wahr.)

Mama. Wollen Sie sich nicht placiren, Herr von Mäuselberger?

Mäuselberger. — — Ich bin so frei. (Setzt sich und blickt Nina verstohlen an). Wie befinden Sie sich, mein Fräulein?

Nina (wirft ihm einen sprechenden Blick zu). Ich danke — sehr gut.

Mäuselberger. Und Sie, Fräulein Maly?

Maly. Ich auch — sehr gut.

(Der Anfang ist, wie man sieht, sehr belehrsam, und dabei etwas hyperboreisch. — Man hört draußen Geräusch. — Während dessen werfen sich Nina und Mäuselberger neue Blicke und Winke zu, die nur ihnen verständlich sind; auch seufzen sie dazwischen — und man sieht das Herz des Herrn von Mäuselberger durch die Weste „puppern", wie Vater Clauren sagt.)

Herr von Kipfelhuber (ein junger blonder Herr mit unmenschlich schöner Frisur und prachtvoller Kaschemir-Weste erscheint. Er führt an seinem Arme einen andern Jüngling, dem man's auf den ersten Blick ansieht, daß er ein großer Geist und zwar einer aus Berlin ist). Ich hab' die Ehre, meine Damen. Unterthänigster Diener, meine Damen. Wie befinden sich die gnädige Frau? Haben Sie noch immer Ohrenreißen? (Küßt ihr die Hand.) Hier hab' ich die Ehre, Ihnen meinen

intimsten Freund, den Herrn von Kümmelsheim aufzuführen; er ist aus Berlin in Preußen.

Mama. Es ist für uns eine große Ehr', Herr von Kümmelsheim — — (Sie erhebt sich ein wenig.)

Kümmelsheim (süßlich lächelnd). Bitte, bitte, incommodiren Sie sich nich.

Papa (hat mittlerweile dem Berliner einen Stuhl hingestellt; denn einem „Ausländer" begegnet man in Wien stets mit großem Respect).

Mama (zu Kümmelsheim). Sind Sie schon lange in Wien?

Kümmelsheim. Sie entschuldigen, Madame. Ich bin erst vor Kurzem hier angekommen.

Mama. Und wie gefällt Ihnen unsere Stadt?

Kümmelsheim. O, sie is nich übel, besonders was die schöne Welt betrifft. Nur der Stephansthurm scheint mir nicht janz symmetrisch jebaut zu sein . . .

Papa. Er wurde vor 600 Jahren gebaut —.

Kümmelsheim. Vor 600 Jahren? — Dann ist es ihm zu verzeihen. Damals war man in der Baukunst noch nicht so weit vorgeschritten, wie heut zu Tage, vornehmlich in Berlin.

Maly und Kipfelhuber (ersehen die Gelegenheit und conversiren nun, wie das andere Paar, durch Pantomimen; doch kommt ihnen hierbei die größere Nähe, in der sie sich neben einander befinden, gar sehr zu statten, so daß die Pantomimen oft in Händedrücken ausarten.)

Mama. Um Vergebung, haben Sie in Berlin

auch so Etwas von gothischer Baukunst, wie unser Stephansthurm?

Kümmelsheim (vornehm lächelnd). Ob? — Jewiß! — z. B. die Werdersche Kirche, die müßten Sie man sehen, jute Madame. Mich wenigstens jefällt sie viel besser, als die Stephanskirche.

(Wenn der Berliner warm wird, z. B. bei patriotischen Gefühlen, so verwechselt er das „Mir" und „Mich", sowie das G mit dem J auf schauderhafte Weise.)

Mama (insgeheim zu Kipfelhuber). Aber was ist denn das für eine Art, daß er mich beständig „Madame" nennt?

Kipfelhuber (ist bei der Anrede der Alten erschrocken und erbleicht, denn so eben hatte er versucht, die Hand des Fräuleins Mali an seine bärtigen Lippen zu ziehen.) Madame — — Madame — — das heißt — — in Berlin — so viel als — gnädige Frau.

Mama (schüttelt ungläubig das Haupt). Ist das möglich!

Kümmeltürk (oder Kümmelsheim, was dasselbe ist). Ob es möglich ist! Kommen Sie nur een Biskeh nach Berlin und sehen Sie sich jefälligst die Werdersche Kirche an. So Etwas ist noch nich da jewesen, so lange Berlin, mein Vaterland, stehen thut. Das ist eine Structur und eine Stuckatur und eine Architektur, ja selbst die Coloratur ist höchst merkwürdig. —

(Es wird Kaffee servirt.)

Mama (macht die Wirthin comme il faut). Ist's gefällig, meine Herren . . . ?

Kümmelsheim (greift tüchtig zu und ist mit seiner Tasse im Nu fertig). Dürft' ich vielleicht um etwas Kuchen bitten?

Mama. Kuchen haben wir nicht — aber Kipfel.

Kümmelsheim. O danke schönstens; det wird es auch thun. In Berlin ißt man zum Kaffee Kuchen — auch die Sahne ist dort besser.

Papa (der zuletzt auch ein Täßchen erhält). Ja, wie ich mir hab' sagen lassen, soll es überhaupt sehr gut leben sein, dort in Berlin.

Kümmelsheim. O davon können Sie sich jar keine Vorstellung nich machen, Herr von Klapphorn. Es is ein Eldorado! Man lebt dort wie im Himmel. Es is Alles so billich, so jut, so jeschmackvoll und so ausjezeichnet . . . Ich rede wahrhaftig nicht aus Patriotismus; den kenne ich nich. Ich bin Weltbürjer, Cosmopolitiker, überhaupt Politiker, wie wir Alle in Berlin; denn det wissen Sie doch, daß wir Alle am Staate theilnehmen; wir sind sämmtlich Staatsbürjer und können Minister werden, wenn wir wollen; det hängt janz von uns ab. Und wat die Regierung betrifft, die hat sich darin gar nischt zu mischen . . . Sie mischt sich auch nicht 'nein. Warum? Weil sie's mit jebildeten Leuten zu duhn hat. — Sehen Sie mir einmal an, meine Herrschaften; wie Sie mir da erblicken — ich will mich nichts da druf einbilden — — allein ich könnte augenblicklich statt des Herrn von L. Attaché werden bei unserer Jesandtschaft hier in Wien. Einst-

weilen jedoch habe ich mir als Weinreisender für ein Berliner Haus engagiren lassen. Ick will mir zuvor noch een wenig Länderkenntniß erwerben — wiewohl es nich nöthig ist, da man in de Jeokravieh auch ein Bisken zu Hause is. —

(In diesem Augenblick öffnet sich wieder die Thür und eine sehr dicke Dame am Arme einer sehr dünnen tritt ein. Hinter ihnen her springen 5 Knaben, wovon die vier runden der dicken gehören — der fünfte etwas hagere jedoch der dünnen Mama, welcher er auch zum Sprechen ähnlich sieht. — Beim Eintritt dieser Gesellschaft erhebt sich Alles von den Sitzen und man ruft allgemein:)

Ah — ist es möglich! Sie sind es wirklich, meine Damen? Frau von Rosenstengel und Frau von Dickenthurm! Ihre Dienerin! Ihre Dienerin!

(Von allen Seiten wird eingestimmt:)

Unterthänigster Diener! Gehorsamster Diener!

(Es entsteht eine echt wienerische Bewillkommnungsscene, die, wie eine Abschiedsscene, immer mehrere Minuten lang dauert.)

Frau v. Hause. Stühle, Stühle für die Damen! (zum Gemahl) Hörst Du nicht? Stühle, sag' ich!

Der Gemahl (stürzt mit den Stühlen, die er unter den früher angekommenen Gästen weggerafft, herbei). — Hier sind Stühle! Hier sind Stühle!

Frau v. Hause (zu den Angekommenen). O wie schön von Ihnen, meine liebe Frau von Dickenthurm und meine beste Frau von Rosenstengel, daß Sie uns die Ehre erzeigen —

Frau v. Dickenthurm (die sehr schwitzt). Wir waren so frei.

Frau v. Rosenstengel. Wir machten uns das Vergnügen. (Frau v. Rosenstengel beginnt höchst geistreiche Blicke zu entwickeln.)

Frau v. Hause. Wie befinden sich Ihre lieben Kleinen, beste Frau von Dickenthurm . . . Ach die lieben Dinger! Wie fett sie sind!

Frau v. Dickenthurm. Ja, das ist ihnen angeboren.

Frau v. Hause. Und Ihr holdes Söhnchen — meine Freundin, Frau von Rosenstengel. Ach, wie wird der Knabe groß!

Frau v. Rosenstengel (vornehm lächelnd). Er wird auch — gescheidt, wie ich denke, und das ist mehr.

Frau v. Dickenthurm (zu einem ihrer Knaben). Muki, ich hab' Dir gesagt, daß Du den Finger nicht in den Mund stecken und sodann an den Beinkleidern abwischen sollst — und Du, Pepi, zwicke (kneipe) Deinen Bruder nicht, das macht ihn mager; Gott behüt' uns davor.

Frau v. Hause (bietet den zwei Damen Tassen an — den Kindern derselben aber Kuchen, die von Mali herbeigeschafft wurden.) Ich hoffe, daß Sie das Ihren lieben Söhnchen erlauben werden, meine Damen.

Frau v. Dickenthurm. Ohne Weiteres; sie sind gesund, und es schadet ihnen nichts.

Frau v. Rosenstengel. Ich muß indessen

meinerseits bitten, meinem Knaben keinen Kuchen zu geben; er ist das Essen nicht gewohnt — und man muß die Jugend, so lange es geht, von dieser bösen Sitte fern halten. Das Essen schadet der Ausbildung des Geistes.

Kümmelsheim. Det scheint mir eine ausjezeichnete Mutter und respective Frau zu sein.

Kipfelhuber. Gewiß, gewiß, mein Verehrtester. Ach, lieber Herr von Kümmelsheim, wie Sie das Alles sogleich sehen!

Frau v. Hause. Haben Sie die letzten Walzer von Strauß gehört, meine Gnädigen?

Frau v. Dickenthurm. Ei — gewiß, sie gehen recht in die Füße; ich selber könnte dabei springen, hätte ich nicht an andere Sachen zu denken.

Kümmelsheim (leise). Und wären Sie nicht zu dick. — Diese Frau scheint keinen Geist zu besitzen.

Frau v. Rosenstengel. Was mich betrifft, so höre ich Walzer nie an. Wir, die wir uns auf die höhere Musik verstehen, halten es mit den Symphonien, den Opern, Cantaten und Requiemen... Achill, mein Kind, Du wirst es nicht wagen, Dich an diesem Kuchen zu vergreifen.

Achill. Mutter, er schmeckt so gut!

Frau v. Rosenstengel. Mutter! Sagt' ich Dir nicht hundert Mal, daß Du Dich anders ausdrücken sollst, als — Mutter... Das ist gemein.

Achill. Mutter, der Vater lehrte mir's so.

Frau v. Rosenstengel. Dein Vater ist ein — —

Kümmelsheim (beiseit). Nämlich Esel! — O bei dieser Frau scheint der Zeist immer mehr zum Durchbruch zu kommen; ich wette d'rauf, daß sie unsern großen Clauren studirt hat.

(Der Herr vom Hause ist mittlerweile auf seinem Stuhle eingeschlafen. Kipfelhuber und Mäuselberger machen sich mit Nina und Maly zu schaffen; sie blicken sich an voll Entzücken und thäten sich abermals heimlich auch die Hände drücken et caetera . . .)

Frau v. Hause (läßt jetzt Obst auftragen. In Wien verhungert man nicht).

Frau v. Dickenthurm (greift für sich und ihre Kinder mit beiden Händen zu).

Frau v. Rosenstengel. Achill, Du machst unanständige Geberden. Es schickt sich nicht, das Obst so herausfordernd anzublicken. Du wirst davon nichts bekommen — denn Dein Magen ist schwach, Dein Geist aber ist stark.

Kümmeltürk (oder Kümmelsheim). Jöttliche, unjewöhnliche Frau! . . . So was müßte man in einer Berliner Umjebung sehen! Ach, diese Frau is jroßartig! (Er wendet sich zu ihr.) Erlauben Sie, Madame, daß ich mich erlaube, Sie anzureden zu erlauben — — nämlich, es betrifft einen Jegenstand, worüber ich jerne in's Klare kommen möchte: ist man in diesen Jegenden mehr für den Schiller oder für den Jöte eingenommen?

Frau v. Rosenstengel. (Ihre Miene erheitert sich,

sie sieht den Berliner mit einem huldreichen Lächeln an.) — Was mich betrifft, so ist mir der große Schiller lieber — als viele, viele Göthe's, mein Herr von — — wie ist gleich Ihr werther Name?

Kümmelsheim. Ich heiße Kümmelsheim, aufzuwarten.

Frau v. Rosenstengel. Mein Herr von Kümmelsheim. Was die andern Leute hier zu Lande von der Sache denken, kümmert mich nicht — — ich glaube jedoch, sie denken gar nicht, wie Sie vielleicht schon werden bemerkt haben.

Kümmeltürk. Ein jöttlicher Einfall! das muß ich mich jleich in mein Notizenbuch eintragen. —

Frau v. Rosenstengel. Sie sind also Schriftsteller?

Kümmelsheim. So ein Biskeh, wenn's sein muß. Ich bin Schriftsteller, aber nur zur Nothdurft, wie gesagt.

Frau v. Rosenstengel. Es freut mich, einem Herrn Collegen zu begegnen. Auch ich bin Schriftstellerin, freilich ebenfalls blos zur Nothdurft.

Kümmelsheim (entzückt aufspringend und einige Tassen vom Tische werfend). Was hör' ich! Welches Glück! Eine Dichterin! O erlauben Sie, daß ich Ihre heiligen Hände küsse.

Frau v. Rosenstengel (die das nicht gestatten will, fährt zurück und wirft dabei die Tassen sammt dem ganzen Service herab. Es entsteht ein Durcheinander — die Knaben benutzen den

Moment und werfen sich auf's Obst und die Confituren. Auch Achill gesellt sich zu ihnen, wird jedoch überwältigt und weggestoßen, — darüber entsteht Streit und Kampf zwischen ihm und ihnen, wobei es Schläge regnet — aber blos auf sein Haupt und seinen Rücken. — Er sieht nun mit gierig-neidischen Blicken seinen Feinden zu, wie diese Mahlzeit halten, und bricht zuletzt in Weinen aus.)

Frau v. Rosenstengel (die ihm wüthende Blicke zugeworfen). Warte nur, zu Hause sollst Du die Ruthe bekommen.

Frau v. Dickenthurm (lacht bei der ganzen Scene so kräftig, daß die Wände dröhnen. Dann ruft sie:) O welch' köstlicher Spektakel! Das muß ich zu Hause meinem Manne erzählen. Wie der sich darüber freuen wird! Die kleinen Spitzbuben arbeiten auf dem Boden wie Löwen — und haben den armen hungrigen Achill derb durchgeprügelt. Ja im Raufen sind sie ausgezeichnet, sie besitzen Courage... Aber wie sieht denn dieser arme, magere Achill drein!

Frau v. Rosenstengel (darob entrüstet, auffahrend). Meine liebe Frau von Dickenthurm — was Sie da soeben gesagt haben, finde ich nicht nur im höchsten Grade beleidigend für mich, sondern auch so gemein, daß ich es von diesem Augenblick an für Pflicht halte, meine Verbindung mit Ihnen abzubrechen. Ohnehin basirte dieselbe nur auf den im Grunde lächerlichen Gründen der Verwandtschaft, da mein Mann Ihr Bruder ist . . . Armselige Vorurtheile das, die von den geistigen Fortschritten unserer Tage längst in ihrer vollkommenen Nacktheit dargestellt worden sind. — Man sieht sogleich, mit wem man's zu thun hat,

sobald die Natur in ihrer positiven Absolutheit durchschlägt — sobald der glättende Firniß der Convenienz von dem inneren Wust der eigentlichen mechanischen Wesenheit abspringt. Denn Mechanismus und Materialismus ist das einzig Existirende — und nur dieses besitzt die wahre Spontaneität, wie von der neueren Schule, die sich auf jenes System des großen verkannten Baruch Spinoza gründet, zur vollsten Evidenz bewiesen worden ist.

(Die Gesellschaft steht ganz verdutzt da.)

Kümmeltürk (aber erhebt sich jetzt, tritt mit wonnestrahlendem Gesicht vor die unsterbliche Frau hin und beginnt sie mit einem Gedicht zu haranguiren —)

„O Du, die Du die Sappho unsrer Tage
Nicht nur jewesen bist — sondern auch bist —"

(In diesem Augenblick öffnet sich die Thür und das Dienstmädchen der Fr. v. Rosenstengel tritt herein; sie naht sich ihrer Gebieterin.)

Frau v. Rosenstengel (fährt sie an). Was gibt's, Dummkopf?

Das Mädchen. Euer Gnaden verlauben, so eben sind Ihre Gnaden, der gnädige Herr, zu Hause erkrankt; sie befinden sich sehr unwohl.

Frau v. Rosenstengel. Gut — aber was geht mich das hier an? Uebrigens wird es so gefährlich nicht sein. Bereite Deinem Herrn einige Tassen Thee, damit basta!

Das Mädchen. Aber der gnädige Herr fühlen sich so ermattet, so schwach.

Frau v. Rosenstengel. Dann mache ihm eine Weinsuppe. Du weißt, wie diese bereitet wird. Du nimmst Wein, dazu gießest Du Fleischbrühe — dann kochst Du das Ganze so lange, bis es überläuft. Das ist eine Weinsuppe. Sollte sie nicht kräftig genug sein, so stellst Du sie nochmals zum Feuer, steckst ein Stück Rindfleisch in den Topf, gießest Rum dazu und streuest etwas Pfeffer hinein. So, das ist dann eine Weinsuppe à la Byron, wie ich sie nennen möchte; eben so gewaltig, wie dieser große Dichter.

Frau v. Hause und Frau v. Dickenthurm nebst Maly und Nina (schlagen die Hände zusammen und rufen einhellig:) Um Gotteswillen, an einer solchen Weinsuppe müßte der arme Mann ja sterben!

(Und nun explicirt die Frau vom Hause dem Mädchen, wie man eine Weinsuppe macht.)

Frau v. Rosenstengel (aber geräth darüber in solch' beispiellose Wuth, daß sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit Achill die Gesellschaft verläßt, der sie noch einen ungeheuer verächtlichen Blick zuwirft).

Kümmeltürk (geräth ebenfalls außer sich, als er sie entfliehen sieht. Er vergißt seinen Hut und eilt ihr nach, indem er sein Gedicht fortsetzt:)

„Nicht nur jewesen bist — sondern auch bist.
Jewiß hat Berolinum Dir jezeugt —
Und ob auch — die Verjangenheit — —"

(Hier verhallen seine Worte, denn er ist bereits die Treppe hinab.)

Und hier schließt zugleich unsere Scene. Es bleibt uns nur noch zu berichten übrig, daß die zurückgebliebene Gesellschaft, nachdem sie über die Närrin sattsam gelacht, sich einer heiteren, ungezwungenen, wenn gleich eben keiner geistigtiefen Unterhaltung hingab, und daß zum Schlusse Alle als die besten Freunde von einander schieden.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen hieß es in Wien: Frau von Rosenstengel, die emancipirte Dame, habe an der Seite des edlen Kümmeltürk die Stadt verlassen — um in ihre Heimath *** an der Pleiße zu ziehen, wo bekanntlich die weibliche Poesie blüht und die Weinsuppen mit Bouillon und Pfeffer vermischt werden.

Soeben kündigt ein Leipziger Verleger ihre gesammelten Gedichte und Schriften an, unter dem Titel:

Das freie Weib

oder

des Teufels Kochkunst

oder

Kümmeltürk's Verklärung!

Was ich von Kümmeltürk als solchem (das heißt von dem wirklichen und leibhaftigen Berliner Jüngling) annoch zu erzählen weiß, ist kurz aber inhaltsschwer. Er wurde in der That Attaché — in einer Cigarrenfabrik, und neulich haben ihn die Studenten in Königs-

berg geholzt, weil er Latein sprechen wollte, ohne es zu können. —

Ist in dem vorstehenden Gemälde das Leben einer bürgerlichen Familie Wiens nicht noch tausend Mal achtungswürdiger, liebenswürdiger und freudenvoller, als irgend ein anderes, z. B. wie es gewissermaßen von dem Herrn Kümmeltürken und der Mad. Rosenstengel repräsentirt wird? — Uebrigens haben wir hier nur die allergewöhnlichste oder mittlere und untere Bürgerklasse gezeichnet und es bleibt die Schilderung der höheren Gesellschaft und der höchsten oder der adeligen Salons eigenen Kapiteln überlassen.

XI.

Die höhere Gesellschaft.

Durch einen ehemaligen Kriegskameraden in Friedenszeiten, durch den Lieutenant M**, mit dem ich bei einem Regimente gedient, ward ich im Hause seiner Familie eingeführt. —

Nie werde ich diese edle, seltene Familie und dieses Haus, in welchem ich die schönsten Stunden durchlebt, vergessen. Niemals, niemals soll das Angedenken auch nur an eines von den Mitgliedern dieser lieben Familie mir entschwinden, denn alle waren sie gute und höhere Menschen. —

Der Vater meines Freundes Rudolph bekleidete den in Oesterreich bedeutenden Posten eines K. K. Hofrathes und hatte es dazu durch eigene Anstrengung, und zwar vom niedern Stande eines unbesoldeten Praktikanten gebracht. Ja, seine treuen und wichtigen Dienste wurden sogar durch die Erhebung in den erblichen Adelsstand und andere Auszeichnungen belohnt.

Bei alledem stand der Vater meines Freundes Rudolph noch in der Vollkraft des männlichen Alters.

Man beurtheile hiernach, welch' ein Mensch das gewesen sein mußte! Doch zurück zur Erzählung.

Eines Tages richtete ich an Rudolph, der gerade die Wache bezogen hatte, eine Epistel in Versen, worin ich ihm Trost zusprach für die Langeweile, welche er auf seinem ledernen Ruhebett und in seiner Kriegsrüstung durch volle vierundzwanzig Stunden empfand. Die Epistel mußte besser gerathen als gedichtet gewesen sein, denn, Gott weiß es, ich machte damals herzlich schlechte Verse. — Und dennoch gefiel sie; ich erhielt bald darauf von Rudolphs Vater, der sie wahrscheinlich gelesen, eine Einladung.

Natürlich, daß ich ihr entsprach.

Nicht deshalb allein, weil sie mich in die Nähe eines der würdigsten österreichischen Staatsbeamten brachte, sondern vorzüglich darum, weil dieser Mann als Kenner der schönen Künste und Freund ihrer Priester gewissermaßen einen Ruf hatte.

O wie war er liebenswürdig, dieser geistvolle Mann! Der erste Augenblick gleich mußte ihm das Herz zuwenden. Nicht wie ein an hohen Verdiensten, an Wissen, Geist und Geschmack Ueberlegener, nein, er empfing mich, wie der ältere Freund einen jüngeren empfängt.

Ich ward ihm in seinem Arbeitszimmer vorgestellt; darin gab es Schränke mit Tausenden von

Büchern — die Wände waren behangen mit Bildnissen, Landkarten und Tableau's — überall sah man die Hilfsmittel und Requisiten eines Mannes, der mit den Musen und Grazien auf vertrautem Fuße lebt.

Das Alles lachte mich so selig an und ich selbst lachte dem Allen so selig entgegen!

Hr. v. M. führte mich in den Salon, wo ich seine Gemahlin und Tochter in Gesellschaft mehrerer fremden Damen traf. Auch hier ward mir dieselbe Aufnahme zu Theil.

Die Hofräthin mochte einstmals eine sehr schöne Frau gewesen sein; Fräulein O—, ihre Tochter, war eine jener schlanken, durchgeistigten Mädchengestalten, deren brennendrothe Wangenrosen einem frühzeitigen Grabe entgegenblühen.

Es hat sie seitdem aufgenommen, das dunkle Grab, die holde, lieblich-jungfräuliche Gestalt; sie ist dort, wo Schönheit nie vergeht — sie ist mit ihrem edlen Vater vereint; denn auch der Beste der Menschen mußte mitten auf seinem schöngeebneten Lebenspfade umkehren — Ade sagen seiner Welt, die er aus Nichts so blühend und edel erschaffen.

Ehre seinem Andenken!

Damals, als sie noch einherwandelten unter den Lebendigen und ich unter ihnen — damals war hier das Glück so heimisch geworden, daß dessen Abschied eine Unmöglichkeit schien, an die Niemand dachte.

Der Tag meines Eintritts in diesen Kreis war

gerade ein Gesellschaftstag, und die Damen, welche ich im Salon traf, stellten gleichsam die Vorboten jenes freudigen Kreises vor, der sich hier versammeln sollte. Es war da eine Frau (oder, wie es nun in Wien nicht anders geht, eine Frau von) L., die Schwester der Hofräthin, dann zwei Töchter der L., die ältere eine muntere, lebensvolle Brünette, mit geistvollem Blick, der mir im ersten Augenblicke so geistvoll vorkam, daß er tief in mich materielles Subjekt eindrang, wie ein Götterstrahl; — ferner fand ich noch zwei oder drei Frauen und Fräulein, die mein unmittelbares Interesse nicht mehr erregen konnten, da es anderwärts schon weggenommen war.

Ich ward als — Dichter angekündigt, und das machte mich Narren beinahe zum Verrückten. Ich blähte mich, trotzdem daß ich einsah, es sei dies lächerlich und abgeschmackt — ich blähte mich so gewaltig auf, daß ich in jenem Augenblicke mit einem berühmten Wiener Dichter wenigstens die äußere Aehnlichkeit gemein hatte.

Man wollte meine Epistel vorlesen — und — wer würde es denken: ich sträubte mich dagegen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ich, was bei Dichtern ungewöhnlich ist, dachte: sie tauge nichts.

Ich war demnach doch kein so großer Narr, um nicht noch einigen Verstand gerettet zu haben, was wenige Narren von sich sagen können.

*

Endlich entschloß ich mich auf vieles Zureden, der Gesellschaft ein anderes Gedicht (ich trug deren immer ein Dutzend neue in meiner Schreibtafel) vorzutragen, welches also lautete:

Am Strande.

Abend ist — ein tiefes Schweigen
Zieht herauf vom Uferland,
Himmelslichter sinken, steigen
Am tiefblauen Meeresrand.

Siehst Du dort des Sternleins Schimmer,
Eilend nach dem größern Stern?
So auch folg' ich ewig, immer,
Der Geliebten — nah und fern.

Sieh' die Fluth das Gröss're fassen!
Auch das Kleine stürzt sich d'rein —
So auch könnt' ich nicht allein —
Die Geliebte sinken lassen.

Das war das Gedicht. Es scheint mir jetzt mittelmäßig, was schlechter ist als schlecht; denn in der Poesie gilt ein eigener Maßstab. Uebrigens ist auch ein Formfehler darin; nicht ein metrischer, der würde mich nicht bekümmern — sondern ich meine die Schwäche des Schlusses, entspringend aus der Versetzung der Zeilen, die im unglücklichen Falle immer einen schwachen Ausdruck erzeugt, der den kräftigsten Gedanken zum Altenweibergeschwätz herabwirft. —

Besser war ein Gedicht, das ich ein Jahr später in demselben Cirkel vorlas, und welches den Beweis

liefert, wie sehr wir geborne Genies fortschreiten. Das Gedicht hieß:

Moderne Zustände.

Es ist ein schönes Ding, das Lieben,
So wie die Leute sagen;
Doch läßt man's bleiben, wenn das Herz
Vom Schicksal zerrissen, zerschlagen.

Und unser gemeinsamer Fehler ist, —
Mich dünkt, ich hab' es errathen! —
Daß Allen das Schicksal uns zugesetzt:
Vielmehr — wir selbst es uns thaten.

Daher kommt nun in dieser Zeit
Der arge Skepticismus,
Daher die Herzen liebeleer,
Daher der Egoismus.

Es ist sehr viel Poesie in diesem prosaischen Gedankenbau; echt-moderne Poesie vom J. 1840 u. s. w. Sollte auch einiger Weltschmerz mit unterlaufen sein, so ist es meine Sache nicht, davon zu reden; das wird schon von Hrn. Wolfgang Menzel in Stuttgart geschehen.

Gewisse Leser dürften glauben, ich armer Prosaist hätte im Leben nur jene zwei Gedichte gemacht, und tischte dieselben hier als besondere Raritäten auf; diesen irrenden Lesern möge gesagt sein, daß, dafern ich nicht den glücklichen Einfall gehabt hätte, meine gesammelten Gedichte (Manuscript) einst — anstatt in die Presse — in den Ofen zu werfen, ich sub heutigem

Dato mit der runden Zahl von 5000 Oden, Hymnen, Sonetten, Trioletten, Canzonen, Madrigallen und andern lyrischen Nachtigallen aufwarten könnte.

Jedoch — verschlingen zu der Kunst Verlust
Hat sie des Ofens weiter Schlund gemußt.

Dies ist gewiß ein pikanter Reim: „Verlust — gemußt!" So lieben es unsere heutigen Dichter. Ich kann jedoch auch abwechseln:

Jedoch verschlungen zu der Musen Schmerz
Hat sie des Ofens mitleidloses Herz.

Im Grunde hat ein Herz noch nie etwas verschlungen. Das schadet jedoch nicht: der Gedanke ist kühn und groß, und im schlimmsten Falle gefällt er doch — mir.

— Die Gesellschaft, von der ich vorhin sprach, hatte sich inzwischen vermehrt, und zwar auf's Zahlreichste. Sie kamen Alle, die bei solcher Gelegenheit niemals ausbleiben: die Damen mit den schweren Kleidern und die Mädchen mit den schweren Herzen (ist wohl zu Zeiten auch schon umgekehrt der Fall gewesen); sie kamen Alle: die alten Räthe, die Hofsekretäre mit ihren weißen Halsbinden und die Herren Praktikanten mit ihren weisen Gedanken; kurz Alle, Alle, und, um den Kreis voll zu machen, blieben sogar zwei allerliebste Kinder nicht aus, die einer Dame aus der Gesellschaft gehörten, welche Dame zu Hause noch acht solcher allerliebsten Kinder besaß.

Diese zwei Exemplare aber waren große Virtuosen.

Im Ernste — der Knabe Aloys spielte auf dem Piano und seine Schwester Mathilde accompagnirte ihm dabei, oder technischer: sie spielte den Second.

Glauben Sie mir nur, ich rede hier im vollen Ernste: die Kinder spielten hübsch, melodiös und vernünftig wie zwei große Leute. Aloys hatte eine unnachahmliche Gravität, und wenn er sein Stück beginnen sollte, dann blickte er Mathildchen immer ernst wie ein Kapellmeister an und erhob die Hand wie zum Taktiren.

Mathildchen aber sah ihm dabei aus ihren großen hellblauen Augen so fromm und gläubig entgegen, als wollte sie sagen: Wenn Du mit mir spielst, werden wir mit unserer Musik die Welt bezwingen.

„Was sagen Sie zu den Kleinen?" fragte mich ein junger Mann, dem der Praktikant, das heißt die Cigarre, aus dem ganzen Gesichte roch.

Ich antwortete: „Ich neige mich vor dem Genius in Ehrfurcht, und deshalb mögen auch Sie, Verehrtester, meine Huldigung hinnehmen."

Wirklich machte ich eine Verbeugung, so tief, daß ich mit der Nase einen in der Nähe stehenden Tisch berührte.

„Sie halten mich also für einen Genius, oder was dasselbe sagen will, für ein Genie?" fragte der Praktikant, eines von seinen grünen Augen zukneifend.

„Ja!" antwortete ich energisch, und er trat nun an mich heran und flüsterte mir zu:

„Sie haben sich nicht geirrt: ich habe ein neues Surrogat für die Schwefelhölzchen gefunden oder eigentlich erfunden und verlange morgen ein Patent darauf."

Ich verneigte mich abermals; diesmal stieß meine Nase bis auf einen Stuhl. Dann fragte ich:

„Und worin besteht diese glorreiche Erfindung? Welches ist das Surrogat, das statt der Schwefelhölzchen die Welt beglücken und sie mit Ihrem Ruhme erfüllen soll?"

„Das kann ich Ihnen nicht entdecken," versetzte mit diplomatischer Miene der Praktikant; „da ich ein ausschließliches Privilegium d'rauf nehmen will — so — "

„Ach, Sie fürchten, daß ich fähig wäre, Ihnen die wohlverdiente Erfindung sammt beiliegender Unsterblichkeit wegzuschnappen — und an Ihrer Stelle Zündhölzchen-Surrogat-Fabrikant zu werden. — Sie täuschen sich, mein Hochgeschätzter, für diesen Zweig habe ich in mir noch keine Leidenschaft verspürt."

„Nun denn!" antwortete der Gähnius (er gähnte wirklich ganz passabel, so daß man dabei stets mit einem ganzen Zündhölzchenwagen in seinen Mund hätte fahren können), „da ich sehe, daß Sie ein Mann sind, der Vertrauen verdient, so will ich Ihnen das unermeßliche Geheimniß mittheilen. Mein Surrogat, womit ich alle Schwefelhölzchen der Welt zu Boden werfe — besteht in . . ."

Hier wurde der Gähnius durch den rauschenden Applaus, welcher dem Spiele der beiden Kinder folgte,

unterbrochen, und als ich im Begriffe war, ihm mein Ohr zum zweiten Male zu leihen, war der Hofrath zu mir gekommen, hatte mich unter den Arm genommen — und ich durchschritt jetzt an seiner Seite den Saal. —

Es wurde noch viel und mancherlei musicirt; doch ich hörte nicht darauf, sondern unterhielt mich mit dem Besten der Menschen an einem Fenster. — Es kam bald ein dicker, stattlicher Herr auf uns zu, von dessen Stirn der Professor und von dem Gipfel seines Bauches der berühmte praktische Arzt strahlte. Es war der vor zwei Jahren verstorbene Professor H., ein fast eben so großer Satiriker, als Arzt — was wenigstens nicht nach meinem Geschmacke ist.

Er und der Hofrath waren alte Freunde; namentlich der Hofrath widmete ihm eine Art von Götzendienst en miniature. Das Gegentheil wäre, glaub' ich, billiger gewesen.

Ich ward dem Professor vorgestellt. Seine erste Frage war, womit ich mich jetzt beschäftigte.

Ich studirte damals eben den Oken, dessen „Naturgeschichte für alle Stände" in den ersten Heften erschienen war. Das sagt' ich dem Professor und setzte hinzu: wie es mich Wunder nähme, daß Oken das Thierreich mit dem „Menschen" eröffnet.

„Der Mensch," antwortete H., „ist kein Vieh — außer wenn er so schreibt."

Ich weiß nicht mehr, ob der Professor diesen Satz

wörtlich so gesprochen hat, nur so viel ist mir innerlich, daß ich die zweite Hälfte selbst hinzusetzte.

Und mit Recht. Der unbedingte Idealismus Okens führt diesen großen Gelehrten oft zu Behauptungen, über die ein polnischer Barbier sich schämen müßte.

Wir begaben uns bald darauf in den Kreis der Damen. Hier wurde von Stadtneuigkeiten, Moden und vom Theater gesprochen. Das letztere Thema bildet überhaupt in Wien einen stehenden Artikel der Conversation, welcher sich auf entsetzliche Weise durch alle Klassen zieht. — Theater! nichts als Theater! Oper, Posse — nichts als Oper und Posse! Gut, gut, geht hinein und sprecht dann darüber, aber hängt doch nicht Euer ganzes Leben an die steifleinenen Schleppen der Theaterprinzessinnen und an die pappenen Sporen ihrer Ritter.

O es verdroß mich manchmal in die Seele hinein, wenn ich einen Menschen, der sonst mit gesunden Sinnen begabt war und sich in alle Verrichtungen des Lebens mit Verstand zu schicken wußte, — plötzlich diesen verlieren sah, sobald er auf's Theater kam. Da redete er wie ein Toller und geberdete sich wie Einer, den man trepaniren muß.

Es ist doch merkwürdig, daß eben die Schauspieler, welche vor 60 oder 80 Jahren noch allgemein und selbst vor dem Gesetz geächtet waren — jetzt gleich den olympischen Göttern auf dem Gipfel unserer Lebensverhältnisse thronen. Heißt das nicht ein Sprung aus

dem Eis in's Feuer? Und ist es dabei ein Wunder, wenn Viele, die den Sprung mitmachten, ihren Verstand eingebüßt haben?

Liebt, ehret, lobet das gute Theater und die braven Künstler desselben — aber thut nur nicht so, als ob die Bretter, welche die Welt — bedeuten, diese auch seien.

Zur Ehre des M**schen Hauses muß ich bekennen, daß es nicht seine Mitglieder waren, die heute das Gespräch auf den beliebten Gegenstand brachten, sondern einige Gäste. Ueberhaupt besuchte die Familie des Hofraths das Schauspiel nur dann, wenn es sich der Mühe lohnte, was im Jahre so selten als möglich vorkam.

Eine höchst liebenswürdige Wendung nahm endlich die Unterhaltung dadurch, daß die Frau vom Hause vorschlug, an einem der nächsten Tage einen Ausflug in die schöne Umgebung der Residenz zu machen, an welchem jedoch die ganze Gesellschaft Theil nehmen sollte. — Es war allerliebst zu sehen, wie da ein Jeder sogleich einstimmte und nun dieser die Brühl, ein Zweiter den Kahlen- und Leopoldiberg, ein Dritter wieder einen andern Punkt nannte, wobei Keiner vergaß, den seinigen so tüchtig als thunlich herauszustreichen, um den Appetit der Gesellschaft auf's Höchste zu reizen. Das wurde endlich zum hitzigsten Wortgefecht. Männiglich suchte den Lokalpatriotismus auf seinem eigenen Schauplatze auszufechten, pries diesen, behaup-

tete, es gäbe in der Welt keinen schöneren und besseren — kurz, das, was sich im Leben der Wiener allenthalben zeigt, trat auch hier hervor: das liebe Wien und Oesterreich war an Vorzügen und Schätzen so reich, daß kein anderes Land der Erde sich mit ihm vergleichen konnte.

Man muß die Wiener über ihre Stadt sprechen hören! Ihre Seele schwimmt dann in einer Silberfluth von Entzücken. — So machen's die Berliner, die Frankfurter, die Hamburger nicht. Sie wissen von ihrer Stadt nichts zu sagen, als was sie schon tausend Mal gesagt haben — und zwar in den dürren Worten: „O — im Thierjarten ist es sehr scheen!" — „Und in Potsdam is es ooch nicht ibbel!" Oder: „Ick bin een Hamborger Börger un fünde Hamborg sehr schön." Oder — Ach, genug an diesem schon.

Der Wiener hat eine ewig junge Phantasie — er spricht über seine Stadt mit tausend Zungen; alle Tage entdeckt er an ihr etwas Neues.

Es wurde nun Verschiedenes servirt. Der Kaffee spielt in Wien immer die Hauptrolle. Der jüngere Theil der Gesellschaft schlürfte Eis und wir Männer schlürften in einem Nebenzimmer — Tokaier. Ueberhaupt war der Hofrath ein kleiner großer Epicuräer und einstmals sogar stellte er gegen mich folgenden Satz auf:

„Feiner Gaumen — feine Gedanken."

Er setzte aber sogleich hinzu: „Ich weiß, daß mir diese Behauptung Ihren Spott zuziehen wird!"

So war er, dieser beste und bescheidenste der Menschen.

Bald nachher setzten sich die älteren Damen und Herren zu den Spieltischen. Man spielte damals allenthalben Whist und der Hofrath selbst gehörte zu den größten Anhängern desselben. Er ließ seine Gegner jedoch meist gewinnen; das lag in seiner Natur.

Mittlerweile fingen wir Andern abermals an zu musiciren, und wiewohl ich im Taktschlagen mit dem Fuße ziemlich stark bin, unterließ ich es dennoch. — Freilich, ich war ja Dichter, wußte, daß man nur auf einem Felde wahrhaft groß sein kann. So stellte ich mich nun hinter den Stuhl der Tochter vom Hause, die am Klavier saß, und wandte ihr die Notenblätter um. Hierbei — ich erinnere mich dessen noch deutlich — bin ich fünf Mal zu spät und drei Mal zu früh — ein Mal aber zur rechten Zeit gekommen, was auch nicht unverdienstlich ist.

Mein Zündhölzchen-Surrogat-Erfinder gerirte sich als großer Bariton und wollte durchaus ein Duett haben; Fräulein D—, die Tochter des Hofraths, sollte den Sopran singen.

Aber wie blamirte sich mein Freund, der Zündhölzchen-Surrogat-Fabrikant! — Er hatte das bekannte Duett aus der „Unbekannten":

„Komm' mit mir, Du Arme",

vorgeschlagen — weil er es auswendig konnte. Er verschwieg aber dies Geheimniß eben so, wie jenes mit seinem Schwefelhölzchen-Surrogat, und rühmte von sich, daß er im Vom-Blatt-Wegsingen sehr fest sei.

Es begann also dieses Duett!

Ach, Zündhölzchen-Surrogat-Erfinder, warum wagtest Du so Gefährliches! Du wolltest glänzen und hast Dich selbst verdunkelt; das wird den Leuten schlechtes Vertrauen für Dein neues Zündhölzchen-Licht einflößen. —

Die Sache aber trug sich so zu: Mein Freund war nur immer gewohnt, sein „Komm' mit mir, Du Arme" solo zu singen, und hatte keine Idee davon, wie sich das Ding als Duett ausnimmt. Er fing also an. Plötzlich fiel das Fräulein mit einem hohen Tone kraftvoll ein . . . Darüber erschrak nun mein Freund dermaßen, daß ihm das Wort sammt der Note im Munde, und er selbst im Musikstück stecken blieb, — das Fräulein eilte indeß Solo fort — was ihn noch mehr verwirrt machte, so daß er anfing, alles Mögliche durcheinander zu singen; zuerst aus Norma, dann aus Armida, aus Zampa, aus Robert der Teufel — —

O wie lieblich war das anzuhören!

Die jungen Leutchen konnten das Lachen nicht mehr halten und selbst die „Unbekannte" platzte bei einer Coloratur in einen ungeheuern Lach-Triller aus.

Der Zündhölzchen-Fabrikant stand da — wie skalpirt.

Schon wollte er im Wahnsinn seiner Verzweiflung einen Purzelbaum oder etwas Aehnliches machen; da näherte sich ihm der Beste der Menschen, Hofrath M**, nahm ihn beim Arme und führte ihn mit den Worten: „Ich habe Ihnen etwas äußerst Wichtiges mitzutheilen!" rasch hinweg. Er brachte ihn hinüber in das Herren-Zimmer, ließ ihn dort ein Glas Madeira um's andere trinken, bis der arme Teufel — ein sehr lustiger Teufel wurde und Alles vergessen hatte, was ihm früher als Mensch begegnet war.

Man schlug jetzt Gesellschafts- und Pfänderspiele vor, welche letztere hier zu Lande sehr beliebt sind. In diesen Spielen war ich von jeher ein plumper Ignorant und bewies dieses auch jetzt. Uebrigens trieb ich die Scheu so weit, daß ich Anstand nahm, eine Dame, bei der ich voraussetzte, daß ich nicht eben nach ihrem Geschmack sei — zu küssen. Das war dumm, wie ich zur Zeit begreife. Ich habe mich immer für sehr mittelmäßig, d. i. weder häßlich noch schön gehalten, und erst seit Kurzem, da mein Freund, der treffliche Künstler Schlick, mich auf Stein gezeichnet, habe ich die Entdeckung gemacht, daß ich zum wenigsten 200 Mal so schön sei, als ein gewisser Jemand in Leipzig, der sich fünf bis sechs Mal lithographiren ließ — ohne daß es auch nur ein Mal sonderlich nöthig gewesen wäre.

Da ich also wenigstens 200 Mal so schön bin als jener Jemand (im Grunde will das freilich noch immer nicht viel sagen) — so hätte ich mich damals keineswegs zu schämen gebraucht, den hübschen Rosenmund jenes Fräuleins, aus der jetzt eine hübsche Opernsängerin geworden *), zu berühren, das heißt: mit meinen Rosenlippen.

Es lebte jedoch ein Obercommissär der Grenzjäger — und es begab sich, daß dieser Obercommissär gerade auch zugegen war, und er war das vollkommene Gegentheil von mir, d. h. er küßte mit einer Fertigkeit und Energie, daß ich darüber beinahe den Verstand verlor. Und das war von dem Obercommissär sehr klug und weise, denn er machte damit zuerst sich ein Vergnügen, und sodann den Fräulein. Und dieses Küssen des Obercommissärs nahm von Augenblick zu Augenblick an Qualität und Quantität zu — und das war ebenfalls klug und gut, erstens wegen seiner und zweitens wegen der Fräulein. — Und das Küssen des Obercommissärs hatte jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß wir übrigen Männer alle fürchteten, er würde mit seinem Munde noch das Haus in Brand stecken. Aber deß lachte der Obercommissär blos. — Und er lachte nicht blos, sondern er fuhr auch fort.

Beim Propheten! das war nicht länger auszu-

---

*) Das wird eine Nuß zum Aufknacken geben.

halten. Wir Alle vereinigten uns, schritten auf ihn zu und stellten an ihn die Frage:

„Werden Sie noch lange so fortküssen?"

„So lange es geht!" antwortete der Wütherich mit der allergrößten Kaltblütigkeit.

Was war zu thun? Er hatte die Fräulein nicht gegen sich, daher konnte er gegen uns leicht kaltes Blut zeigen.

Dieser Teufelskerl von Obercommissär mochte hinterdrein schön in's Fäustchen gelacht haben — und wir verdienten's.

Kommt den Weibern zart entgegen,
Ihr gewinnt sie, auf mein Wort;
Doch wer keck ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort; u. s. w.

Ich schied gegen Abend aus der Gesellschaft und verließ das liebe Haus, das ich nachher fast täglich besuchte und welches mir immer lieber wurde.

XII.

Das Glück: so wenig Verstand als möglich zu besitzen.

Zu den vielen Sünden, die auf meiner Seele lasten, gehört auch die, daß ich mich oft an die Stelle eines Menschen wünschte, der weder Gedanken, noch Phantasie hat und daher in gewissem Sinne sehr glücklich sein muß. Er denkt nicht, er verlangt nicht, er begehrt nicht — darum ist seine Seele ruhig und sein Herz zufrieden.

Aber das ist die Ruhe des Steines und die Zufriedenheit der Blume auf dem Anger.

Nein, nein, ich hab're nicht mit dem Schicksale, daß es mir Geist und Herz gegeben — ich hab're nicht mit ihm, so viele Qualen mir seine Gaben auch schon verursachten, so viele mir durch sie gewiß noch bevorstehen. Nein, ich verwünsche nicht mein Loos, das ein gewöhnliches ist, obgleich ich vielleicht eines bessern würdig bin, mindestens eben so sehr wie der Redacteur der —Zeitung in ***. Nein, ich will dem Redacteur der —Zeitung in *** nicht gleichen,

obgleich ich dann eine Stelle hätte, die jährlich einige Tausend Thaler einträgt und obendrein noch den Mann für einen sehr geistreichen Mann gelten läßt, da für sein Journal viele tüchtige Schriftsteller schreiben, nämlich ohne sich zu unterzeichnen, was denn Manchen, der mit dem Hokuspokus der Literatur nicht so vertraut ist wie Unsereins, zu dem Glauben veranlaßt: er selbst (der Redacteur) hätte diesen oder jenen schönen Artikel geschrieben. —

Trotz alledem sage ich doch: Ich danke Dir, Allmächtiger, daß Du mich mit ein Bischen Kopf, und auch ein Bischen Dornenkrone darauf, geschaffen hast, — denn was wäre ich ohne Beides? Ich würde dem Redacteur der — Zeitung in *** gleichen. O schauderhaft, höchst schauderhaft!

Es ist unmöglich, daß dieser Thonabdruck eines Menschen je Deine Größe erkannt hätte in der Pracht der Natur, und Deine Güte empfunden in dem Hauche, welcher aus Deinem Munde hinweht durch sie.

Ja, er ist so dumm, dieser Mensch oder vielmehr Redacteur, daß er nicht einmal einsieht, wie dumm er ist, und hierzu gehört fürwahr sehr wenig Verstand.

Mit Schmerz muß ich es sagen, wie allenthalben, so ist jetzt auch in Wien der Mittelmäßigkeit Gelegenheit gegeben, zu floriren, und zwar recht breit und hoch. — Woher kommt diese traurige Erscheinung unserer Zeit? Oder hätte sie immer bestanden? — Ich meine, wenn ich vom Floriren der Mittelmäßigkeit spreche,

keineswegs den großen Mittelhaufen, die hunderttausend Halbköpfe und Halbseelen, die in der Welt diese und jene Stelle bekommen; ich meine nicht sie — denn über sie habe ich gar keine Meinung: Gott behüte, daß solche Leute Genie's wären; es stünde dann höchst traurig um uns Alle.

Aber ich rede von dem Glück, welches Ihresgleichen so leicht macht, unter diesem Glück meine ich wieder nicht etwa eine Terne in der Lotterie oder einen Fund auf offener Straße — sondern das echte, praktische, legale Glück in der Gesellschaft.

O daß ich sie hier bei ihren Namen aufzählen könnte, die unverschämten Glücksritter, deren eigentlicher Beruf vielleicht die Nadel oder die Pfrieme ist, und die sich jetzt in vergoldeten Salons auf türkischen Divans dehnen und angähnen! O daß ich sie nennen könnte, die Bürschchen, die einherrutschen in Sammt und Seide, und ostindische Vogelnester essen von chinesischen Tassen — während sie doch bei schmierigem Käse und saurem Weißbier sitzen sollten, mit aufgestreiften Hemdärmeln, wie der Mann, welcher mir die Schuhe putzt.

Allein wozu soll ich sie denn eigentlich nennen? Kennt man sie doch hinlänglich. Hört man doch tausend Mal seinen Hausmann (Hausmeister) sprechen:

„Der Herr, der dort vorübergeht, hat vor zehn Jahren mit mir zugleich Stiefel geputzt, jetzt ist er ein vornehmer Herr."

Nun bitte ich Euch: ein Mensch, vor zwanzig Jahren noch Stiefelputzer und jetzt reich oder vornehm — wie geht das zu? Ein solcher Kerl wird doch nicht behaupten wollen, er sei ein Genie? Dieses putzt niemals Stiefeln; nicht einmal seine eigenen, noch viel weniger die fremder Leute.

Ein Genie läßt sich entweder seine Stiefeln putzen oder es trägt dieselben kothig.

XIII.

Die Proletarier. — Die Grisetten und ihre Liebhaber. — Die Nähterinnen, die Wäscherinnen, die Modistinnen, die Choristinnen u. s. w. — nebst der Geschichte eines hohlen Zahnes.

In diesem Buche ist Alles wechselnd und abwechselnd, wie das Leben, und nur der Geist beständig, der es beseelt, und welches der große Weltengeist ist im geringfügigsten Walten. Es ist der Mikrokosmus, der hier versucht hat, sich neben den Makrokosmus zu stellen. Ein kleiner Spiegel — dem großen Leben in der großen Hauptstadt eines großen Reiches vorgehalten. Und wie dort hart neben dem Hohen — Niederes, neben dem Traurigen — Lustiges, neben dem Bedeutenden — Kindisches zu finden, so auch hier in meinen Blättern.

Die geringen Klassen der Bevölkerung sind beinahe gänzlich hinausgebannt in gewisse Vorstädte. So Lerchenfeld und Lichtenthal — so alte Winden und Thury. Hier leben sie in ärmlichen Verhältnissen und traurigen Wohnungen — die jedoch nicht zu verwechseln sind mit den gleichnamigen Bezügen in Paris oder London.

Diesen entsetzlichen Zustand französischer und englischer Proletarier kennt man in Wien nicht.

Zudem sind auch die Arbeiter, die Tagelöhner, die Armen, ja die Bettler in Wien ganz jenes lustig unbekümmerte Völkchen, als welches man ihre glücklicheren Landsleute schildert. Schlecht — im materiellen Sinne des Wortes — geht es ihnen nicht, oder — sie fühlen es nicht.

Man sieht sie schon am frühesten Morgen einzeln und gruppenweise ausziehen — um ihrer Arbeit nachzugehen, die sie in Fabriken, im häuslichen und Tagsverkehr und bei öffentlichen Bauten ꝛc. finden. Dieser mit der Axt und Säge ist ein Holzhauer — Jener dort arbeitet in den Magazinen der Kaufleute — ein Dritter bei den Maurern — ein Vierter als Träger beim Aus- und Einziehen — ein Fünfter als veritabler Tausendsappermenter, nämlich er ist zu Allem zu brauchen und bietet sich heute zu Dem, morgen zu etwas Anderem an — —

Und erst die schmucken Dirnen, welche von hier aus sich in alle Stadttheile zerstreuen. Die Wollspinnerin, das Wäschermädchen, die Nähterin, die Tagarbeiterin in den tausend verschiedenen Fächern, welche hier aufzuzählen viel zu weitläuftig wäre.

Siehst Du die schlanke und doch volle Gestalt — mit dem braunen Gesichte und dem schwarzen dichten Haar — auch feurig glitzernden Dunkelauge... ihr Anzug ist so einfach wie ihr Wesen, und doch ist er

nett und gefällig, ohne gerade allzu reinlich zu sein; fast eben so auch wie ihr Wesen. Etwas Kühnes, Keckes, Uebermüthig-Selbstvertrauliches liegt darin ... sie lächelt Dich an mit verführerisch-lüsternem Blicke und scheucht Dich zugleich zurück mit einer alle Grenzen übersteigenden Rohheit ... Sie winkt Dir zu mit lechzender Geberde, und bist Du in ihrer Nähe, dann ruft sie, und zwar so laut, daß es die ganze Welt hört: „Na — was wollen's denn — Sie Dings — Sie —" oder sie gebraucht einen noch viel bezeichnenderen Ausdruck.

Ueber Alles liebt sie den Witz und macht in diesem Artikel wohl das Beste — zum Mindesten viel Besseres als in ihren übrigen Handthierungen.

Und eine Jede hat ihren Liebhaber, ihren „Gschwuf" — den Sohn irgend eines alten Proletariers, ein junges Bürschchen aus ihrer Vorstadt, der mit seinem rothen Merino-Halstuch — seinen Riesenlocken auf beiden Schläfen und seinen siebenfach geflickten Stiefeln ihr weit lieber ist, als der feine Stadtherr, der dort in der Nähe ihres Arbeitslokals wohnt — ihr, so oft sie nach Hause geht, nachstellt — ihr goldne Berge oder wenigstens goldne Ohrringe verspricht und dabei so sentimental und häufiger noch so sensual seufzet nach der Stunde der Erhörung ... Sie hat ihm auch schon Hoffnungen gemacht, dem „nobeln Herrn" — große Hoffnungen — und bestimmte Aussichten ... aber sie that es nur und erfüllte dieselben auch nur aus

— Gewinnsucht, und das beste Theil des Gewinnstes schenkt sie ihrem „Gschwuf", der es vertrinkt oder vergeudet mit seinen Kameraden und andern Mädchen.

Seht Ihr, das ist eine Wiener Grisette. Sie ist gröber, ordinairer als die Pariser Grisette, aber eben so großmüthig für ihren Geliebten, und eben so falsch gegen ihre „Anbeter".

Nicht zu verwechseln sind mit dieser Klasse die Stubenmädchen, die Modistinnen, die Mädchen von den Theatern — oder gar ein viertes Genre, das sich ohne Beruf oder mit einem sehr schlechten umhertreibt.

Hier walten wieder ganz verschiedene Charaktere und — auch die Gestalten sind nicht mehr dieselben.

Jene kecke Heiterkeit der eigentlichen Grisetten findet Ihr nirgends mehr, ebenso wenig die frische, lebensprudelnde Gestalt derselben.

Die Stubenmamsell ist demüthig, versteckt und äußerst reinlich, d. h. von Außen. Die Gehilfin der Putzmacherin ist ein armes Kind, das um ein Spottgeld ihre Gesundheit einem dumpfen Laden opfert; ohne Energie oder Lebensmuth gleicht sie einer Puppe aus Wachs, einem Automaten, welcher täglich mit derselben Regelmäßigkeit dieselben Stiche macht und dabei vergeblich verlangend und ebenfalls blos gewohnheitsmäßig und mechanisch hinausschielt durch die Gardinen des Fensters nach der sonnigen Straße, wo die Grisette sich tummelt in freier, lustiger Eile... wie das freie Wild des Waldes, während sie, die arme Modistin, dem

zahmen Hausthiere gleicht, das für's Futter seine Freiheit hingeben muß.

Von den Figurantinnen und Choristinnen der Schauspielhäuser zu reden verlohnt kaum der Mühe, da dieses Thema so abgesprochen und durchgehechelt ist, wie irgend eins, z. B. vom Wetter.

Die Tochter irgend einer Mutter geräth in ihrem zehnten Jahre bereits unter's Kinderballet — oder in ihrem zwölften zum Opernchor, weil man dort gerade Glieder und hier ein Etwas, das man Stimme zu nennen für gut findet, entdeckt hat. — Dieses Mädchen sieht Pas, Pirouetten und Attituden machen — hört Viertels- und Sechzehntel-Noten singen... Sie weiß nicht, wozu das gut ist, sie weiß blos, daß dies Abends vor dem Lampenlicht zur Unterhaltung einer in's Theater hereingeströmten Menge — aufgeführt wird; sie hilft es mit aufführen; wie? — das begreift sie selber nicht; genug von dem, sie macht es so, wie's die Andern machen. — — Dabei wird sie indeß auch noch anderer Sachen gewahr, die sie zwar auch nicht begreift, welche sie indeß, vom Nachahmungstriebe geleitet, ebenfalls mitmacht, bis sie zuletzt in all' diesen Geschäften vor und hinter den Coulissen, in und außer dem Theater, gewandter wird als die Gewandteste... Siehe da, dies ist eine Choristin, eine Figurantin!

Es sind unendlich dumme und häßliche Dinger, die bisweilen — Göttinnen und Amoretten vorstellen.

Was soll ich von all' den Geschöpfen noch weiter sagen?

Wollt Ihr die Wohnung Einiger von ihnen beschrieben haben? Nun gut, und damit enden wir.

Die Wollschlägerin, die Spinnerin, das Fabrikmädchen — wohnt entweder unterm Dache oder hinten im Hause zwischen den Hühnersteigen und dem Keller. — Sie wohnt nie allein, sondern es ist entweder ihre ganze Familie bei ihr — oder aber mehrere Gefährtinnen. Es ist ein dunkles, rußiges und feuchtes Stübchen, mit papierverklebten Fenstern — — ein alter Schrank mit einem Fuße — ein Tisch mit zwei Füßen — zwei Stühle und ein Bett mit dumpfigen Federn und schimmligem Stroh — ein zerstückelter Spiegel — ein Heiligenbild nebst etlichen angeklebten Fragmenten, von Seiltänzer-Annoncen oder Bilderbogen herrührend, darin besteht die innere Einrichtung einer solchen Wohnung. Draußen ist dann noch eine Art von Herd, worauf zwei zerschmetterte Töpfe und eine neue Schüssel. —

Seht Ihr — — und hier wohnt das fröhlichste und glücklichste Geschöpf unter der Sonne: hier wohnt die Grisette, hier schläft sie auf elendem Stroh mit goldenen Träumen.

Die Nähterin wohnt schon etwas besser. Häufig hat sie sich ganz allein ein Stübchen gemiethet, worin noch weniger Möblen als dort, dafür aber auch reinlichere zu finden sind. Die Wäscherin lebt mit einem ganzen

Collegium Wäscherinnen zusammen — und hier ist die Sauberkeit aller linnenen Gegenstände noch größer — wiewohl die übrigen sich oft eines entgegengesetzten Zustandes erfreuen. —

Oft logiren indeß diese und die vorigen Damen — gar nicht, sondern sie gehen bei Tage zur Arbeit nach der Stadt und haben für die Nacht blos eine Bettstelle (oft zu Zweien) gemiethet.

Die Stubenmädchen rangiren mit ihren Colleginnen — den Köchinnen, und zwar neben der Küche ihrer Herrschaft, die sie bedienen und bemausen; die Modistinnen wohnen bei den Hausmeistern (Portiers) und andern Parterre-Völkern; die Theaterdemoiselen jedoch, diese hausen, nach Verhältniß ihrer Schönheit und anderer Eigenschaften, in gut möblirten Chambres garnies oder im fünften und sechsten Stockwerk bei ihren Müttern und andern erblindeten Tugendspiegeln.

Ich habe 'mal auf meinen irdischen Wanderungen das habitaculum einer Chor-Tänzerin des großen Ballets betreten — und fand in einem weitläuftigen Gemache (sieben Treppen hoch) gewaltig viel Spinneweben und Goldflittern umher vegetiren, Alles mit einigen Röcken aus Rosatull und einigen zerrissenen Strümpfen vermischt. Unter'm Tische lagen auch die Reste uralter Wattons — einst wahrscheinlich schon von Mama getragen, denn diese alte Bettel hatte vor dreißig Jahren gewaltige Sprünge hinter der Rampe gemacht — gerade so wie jetzt ihre Tochter.

An dem Fenster hing ein Lorbeerkranz, welchen das Töchterlein gestern im Ballet getragen, und daneben hingen die falschen Locken des Mütterleins.

Auf einem Tische aber lag ein alter Zahn, den die Letztere sich vor einer halben Stunde hatte herausziehen lassen — und zwar durch einen Choristen, der vordem Bartscheerer gewesen.

Es war der letzte Zahn, und Mama blickte denselben sehr wehmüthig an . . . „Ach, einst" — sagte sie — „habe ich sehr schöne Zähne gehabt und viel Bonbons und Makronen damit gekaut . . . jetzt ist er hin, gerade wie die übrigen, und meine Nachbarin, die Frau des Alten-Hosenflickers, kann mich nun nicht mehr eine »bissige Lampenkönigin« nennen."

„Meine Tochter hat jedoch sehr schöne Zähne," fuhr die Alte fort: „Wollen Sie sich ihre Zähne gefälligst besehen . . .?"

„Ist nicht nöthig," antwortete ich — „ich setze das vollste Vertrauen in Ihre Worte."

„Sie hat aber auch schöne Augen — "

„Gewiß."

„Und einen schönen Busen — "

Ich nickte dazu, denn diese Frau sprach die reine Wahrheit.

„Und auch ihre Arme — Hüften — —" so setzte

die schlechte Vettel ihre Detailschilderungen fort . . . trotz dem besten Kaufmann, der einem Kunden seine Waaren preist.

Es war eine treffliche Mütter und sie verstand jedem Dinge seinen Nutzen abzugewinnen, sogar einem hohlen Zahne.

XIV.

Das Wasserglacis.

Das Wasserglacis ist auch eine Art von Volksgarten und liegt auf dem Glacis zwischen der Stadt und zwei Vorstädten.

Das Wasserglacis wird nur im Frühjahr, Sommer und Herbst besucht, während man in den Salon des Volksgartens auch zur Winterszeit, besonders an gewissen Festtagen, strömt.

Das gesammte Glacis Wiens ist seit vielen Jahren mit Alleen durchschnitten, sowie hier und da mit Hecken besetzt; zwischen solchen Alleen und Hecken nun befindet sich auf einer gewissen Stelle ein großer Pavillon mit Restauration und Kaffeehaus, vor welchem, wie im Volksgarten, die Tribüne für das Orchester — und rings herum weit und breit Bänke, Stühle und Tische.

Auf diese Weise ist aus einem Theil des Glacis das Wasserglacis geworden.

Es wird schon am frühen Morgen besucht.

Zu dieser Zeit geriren sich hier Brust-, Leberkranke

und andere Patienten, fast so wie in Gräfenberg, und trinken Wasser — jedoch keins aus frischen Brunnen, sondern Mineralwasser aus Krügen.

Eine Stunde später kommen andere Leute und frühstücken Kaffee — diesen zu Lieb' sind auch Musikanten erschienen, die hier schlechte Concerte aufführen.

Erst nach Mittag begiebt sich die schöne Welt heraus, zuerst die Herren, um den Verdauungskaffee zu sich zu nehmen; gegen Abend auch Damen, und zwar viele und schöne, wo dann ein treffliches Orchester spielt und viele Liebesseufzer in die Luft steigen.

Da sitzen sie denn auf den Bänken, die Damen nämlich, und zwischen ihnen, den Bänken nämlich, spazieren Herren und Damen durch; und Alle sehen sie einander an — und häufig mit so brennenden Blicken, wie im Lande Italien. Und von Oben sieht die Augustsonne ebenfalls mit brennenden Blicken hernieder — — aber gegen diese deckt man sich mit Sonnenschirmen, grünen Bäumen und rothem Eis oder blasser Limonade; weshalb hier auch viel Limonade verbraucht wird.

Und da reden denn die Leute dazwischen so viel und lachen so viel und so laut. Sie reden aber vom schönen Sommer — und dem schlechten Theater — und der heißen Sonne — und von des Nachbars dickem Mondscheingesichte und dem dünnen seiner Frau.

Höchst merkwürdige Gespräche, das muß man sagen.

Doch das ist nicht immer so. Zuweilen spazieren hier auch zwei feine Gestalten umher, mit feinem Gesicht

und einem feinen Lächeln auf demselben. Es sind zwei Herren — der eine älter, der andere noch ganz jung, und wenn man sie nun umherschlendern sieht, so wird man glauben, sie unterhielten sich ebenfalls vom Wetter oder von den schönen Mädchen in ihrer Nähe — zumal diese Herren sehr häufig ihre Lorgnetten in Bewegung setzen . . .

Aber durch ihre Lorgnetten sehen sie nach einem Dritten aus, den sie erwarten und welcher soeben ankommt, sich ihnen beigesellt, worauf sie sich zu dem entferntesten Tische begeben, um dort — — etwa staatsgefährlich zu complottiren? — nicht doch, sondern blos, um mit ihm — eine Partie Domino zu spielen.

— Wie diese Kokette da umherstolzirt, mit ihrem eleganten Hut und dem köstlichen Spitzenschleier! — Man würde sie für eine Fürstin halten, und doch ist sie blos eine Frau, die von der Freundschaft eines reichen Mannes lebt.

Die Fürstinnen kommen nicht nach dem Wasserglacis, dafür aber in um so reichlicher Anzahl solche Damen, wie die Kokette.

Doch schon genug von diesem Platze.

XV.

Das Centrum des Buches.

Warum ich nicht von Politik und vom Staate rede?

Und in unsern Tagen reden nicht nur die Sterne davon — sondern auch die unschuldigen Blumen und selbst die hartmäuligen Pflastersteine.

Warum nur ich nicht? Leb' ich denn nicht — und höre und seh' und fühl' und fasse ich denn schlechter als der dümmste deutsche Hans, der bei Bier und Tabak von Louis Philipp spricht und von den unverschämten Zumuthungen der Moskowiter und ihrer unerbetenen Nachbarschaft?

Warum also verstumme ich plötzlich?

Die Antwort ist: Aleph, Beis, Gimmel, Daled, Hei . . .

Oder:

Hyphthokrypomarabujsanchuniaton.

XVI.

Personelle Erörterungen. — Eine merkwürdige Geschichte. — Ueber die geistige Entwickelung der Oesterreicher.

Jede Dummheit ist erträglich, sobald sie von einem geistreichen Manne ausgeht, und ich verzeihe es daher so manchem gutmüthigen Philister, wenn er, um Heinrich Heine's willen, glaubt, die Wiener ständen auf ihren Köpfen oder besäßen die letztern gar nicht. Zum Glück verursacht diese Meinung den Wienern nicht das geringste Herzklopfen — auch wüßt' ich nicht, daß deswegen und seit Heinrich Heine Jenes ausgesprochen, der hohe Stephansthurm auch nur um ein Haar breit von der Stelle weggerückt wäre, wo unser hoher und hochverehrter Stephansthurm seit Menschengedenken steht.

Wenn nun aber alle die andern zehntausend Schneiderseelen, welche noch außerdem Etwas über Wien gesagt haben, kommen — wenn sie kommen, oder einfacher gesprochen: wenn er da kommt, der nächst-beste Lump, um in polizeiwidrig-dummer Prosa und in hundemäßigen Witzen loszuziehen über meine braven Wiener

und ihren schwachen Verstand — — und trotz seiner Lumpenhaftigkeit und seiner polizeiwidrig-dummen Prosa und seinen hundemäßigen Witzen in Leipzig oder Frankfurt oder Mainz, d. h. Schilda — dennoch auf's Bereitwilligste Gehör findet: dann, dann fahre aus der Haut, du mein ehrliches Ich, und rufe es einem ehrsamen deutschen Publicum laut zu, daß — — —

Ich darf mich wahrlich nicht zu jenen Kern-Patrioten zählen, die daheim sitzen in ihrer goldigen „Kaiserstadt", — an Freuden, an Gütern und an Ehren reich, und deren Verdienst darin besteht, daß sie Tokayer trinken und Akten schreiben; ich für mein armes Theil habe freundlos, unerkannt und verfolgt mein Vaterland verlassen müssen, nachdem ich die schönsten Jugendjahre seinen unerbittlichen Gewalten zum Opfer gebracht und meine beste Geisteskraft an schwarzen Felsendämmen zersplittert und zerbröckelt; ich habe mich in fernen Landen und zwischen fremden eisigen Verhältnissen durchzwängen müssen — darbend, entbehrend und dabei noch entsagen müssend einer Zukunft, die mir nur daheim werden konnte . . . und dennoch habe ich immer mit treuer Seele gehalten am Herde des Vaterlandes und feurigere Worte für dasselbe gesprochen, als jene übergüldeten, mit Champignons und Trüffeln ausgespickten Glückspilze. — —

Ja das Betrübsamste ist mir widerfahren. Ich wurde von einem verstandesschwachen Diener des Staates, der in — — Deutschland seinen Sitz hat, der

Regierung als ein literarischer Tropf geschildert — nämlich meine literarischen Bestrebungen in Deutschland, meine Bücher, meine Schriften wurden von jenem Manne als die Erzeugnisse eines Idioten geschildert ... O, die Geschichte ist werth, daß ich sie Euch ausführlicher erzähle.

Jener Mann, jener diplomatische Flachkopf hat unter Anderm die Obliegenheit, jährlich oder halbjährlich nach Wien einen Bericht abzustatten über die in seiner Nähe sich aufhaltenden Inländer und deren literarische Bewegung. Dieser Mann nun ist, unbeschadet seiner Schwachköpfigkeit, ein großer Pfifficus. Er weiß sich sein Geschäft ungemein zu erleichtern. — Anstatt daß er sich die Werke, über die er sein Verdict sprechen soll, anschaffte oder sich dieselben aus der Leihbibliothek holen ließe — — um sie zu lesen — nimmt er das dunkelste, das am wenigsten verbreitete Literaturblatt zur Hand, schlägt darin die Recensionen der betreffenden Bücher nach, schreibt sie mit kurzer Veränderung des Ausdrucks ab — und übersendet nun diese Sudelei als selbsteigene Kritik an die Ministerialstelle, die freilich noch ganz andere Dinge zu thun hat, als jede einzelne Recension in jedem einzelnen Journal nachzulesen . . .

Trifft es sich nun, daß jenes obscure Literaturblatt, welches dem ausgezeichneten Agenten als kritischer Canon und als Abschmier-Muster dient, mit einem österreichischen Autor auf feindlichem Fuße lebt und denselben, wie es in Deutschland löblicher Brauch und

wie das speciell zwischen mir und dem Gersdorf-schen Repertorium oder den Blättern f. lit. Unterhaltung der Fall — mit consequenter Schamlosigkeit verläumdet: so erhält die Regierung in Wien von ihren schriftstellernden Staatsangehörigen statt eines Portraits — eine Karrikatur, und wir Armen, die vom Staate ohnehin nichts erwarten dürfen, als allenfalls — Achtung, sehen uns auch um diese gebracht.

Und wie wenige von meinen armen Landsleuten wissen, daß sie solche Achtung auf diesem dunklen Wege verloren haben! Auch mich brachte blos ein merkwürdiger Zufall auf diese saubere Entdeckung, worüber ich jedoch nähere Auskunft zu geben wohlweislich unterlassen werde.

Das Factum ist jedoch vollkommen richtig. Ich verbürge es mit meinem Ehrenworte!

Und gleichwohl hänge ich mit alter Liebe an meinem Vaterlande und kann von ihm nicht lassen vermöge eines magischen Bandes, das an dasselbe mich fesselt.

Und hier sage ich es, hier rufe ich's laut aus, auf daß es Alle hören: es ist ein herrlich Volk, es ist das beste unter den deutschen Völkern und edler von Gemüth und Geist, als manche, die sich dreist darüber stellen und die auch von der Welt darüber erhoben werden.

Hat Oesterreich nicht eine Schaar von Großdichtern erzeugt — und gab nicht erst die jüngste Zeit hiervon Kunde? Wer sind die Grillparzer, die Lenau, die A. Grün, die Zedlitz, die Beck, die Halm, Saphir u. A.?

Die Wissenschaft in ihren unbeschränkten Kreisen hat Sterne erster Größe hervorgebracht, und Namen wie Hammer, Hildebrand, Bischof, Jäger u. s. w. nennt die neueste Gelehrten-Geschichte.

Ich rede hier nicht einmal von früheren Zeiten, wo unter Joseph dem Einzigen sich in Oesterreich ein geistiges Heroenthum aufthat. Ich rede auch nicht von den Provinzen und von Ungarn, meiner Muttererde — — ich rede nur von Wien in den letzten Zeiten und citire blos einige Namen.

Fragt die deutschen Buchhändler, wie der Kanal heißt, auf welchem sie ihre Hauptladung fortbringen; fragt die Verbreiter des deutschen Schriftenthums — wo sich ihnen die meisten Hände begierig entgegenstrecken, um die dargebotenen Schätze zu empfangen und ihrem vollen Werthe nach zu bezahlen.

Sie werden Euch antworten: es ist Oesterreich, es sind die Bewohner Wiens und des Kaiserstaates.

Diese nehmen am geistigen Eigenthume Deutschlands eifriger Theil, als irgend ein anderes Volk — und die Früchte solchen Thuns machen sich kenntlich an ihrer Humanität, an ihrer Gesittung, an ihrer stillen und edlen Entwickelung . . .

Es fehlt ihnen nur Eins: das Talent des Prunkens — — und dafür freilich ist anderswo im Norden besser gesorgt.

Seid Ihr in Oesterreich, so werdet Ihr allenthalben mit Freundlichkeit aufgenommen und man ehrt an Euch

selbst die schroffsten Seiten und die härtesten Ecken; sind wir in Deutschland, so empfangt Ihr uns mit Kälte und verhöhnt uns hinter dem Rücken, wähnend, daß Ihr besser seid als wir — erfüllt von einer Ueberlegenheit, die nicht existirt.

Mit Unrecht hat man seit 1815 die großen Dienste vergessen, welche Oesterreich der deutschen Nationalsache geleistet — — und thöricht ist die Verkennung, welche Oesterreich im Punkte der Intelligenz seit jener Zeit von Deutschland her erfahren.

Der höhere Grad von Intelligenz mag sich vor Allem in socialer Gesittung zeigen. Die österreichische aber darf sich wohl neben die deutsche stellen.

XVII.

Oesterreichische Literatur-Strebungen der neuesten Zeit. — Die Journalistik. — Bäuerle, Witthauer, Saphir, Vogl, Frankl, Großhofinger. — Schluß.

Im vorigen Abschnitte habe ich einen Sprung gethan, der mehrere Jahre in sich faßt; dergleichen ist in diesem Buche auch wohl schon früher geschehen — nur in geringerem Maße. Man wird ohnedies längst damit im Klaren sein, daß hier keine chronologische Ordnung beobachtet — und daß keine Geschichte erzählt werde, sondern daß man ein lebendig-organisches Gemälde, gleichsam ein Stück Leben selbst, aufstellen wolle, in welchem Zeit und Raum verschwinden und unter einem höhern Gesichtspunkte wieder erscheinen — unter jenem der ewigen Geisteswahrheit.

Daher auch das scheinbar Unregelmäßige — Heterogene — Hundertfältige —: es ist jedoch nur ein Odem, der alle Theile durchweht.

Ich möchte hier so gern ein Thema umgehen, dessen Berührung mir, das sehe ich vorher, unendlichen

Verdruß bereiten wird — — und doch muß ich darauf zurückkommen, sollen diese Schilderungen nur einigermaßen vollständig sein.

Ich meine die Wiener Literatur und die Wiener Literaten.

Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland und Frankreich sind meine Ansichten auf diesem Felde so streng und von so harter Unbedingtheit geworden, daß ich damit in der schonungsvoll-bemänteln-den Wiener Luft nur schwer zurecht kommen werde. Ueberall möge man Nachsicht gelten lassen — — nur nicht dort, wo es sich um die höchsten Interessen des Menschen handelt: diese müssen im absolutesten Lichte betrachtet und mit der strengsten Kritik durchdrungen werden.

Die Literatur aber faßt die höchste Thätigkeit des menschlichen Geistes in sich — — zum Besten der Menschheit.

Wie wird nun diese Thätigkeit in Wien verwaltet? Darum frägt es sich hier.

Wir dürfen bei Beantwortung dieser Frage nicht mit Persönlichkeiten anfangen, sondern wir müssen uns an Thatsachen und an's Allgemeine halten. Vom Standpunkte der Individualitäten aus — würde Wien augenblicklich den Vorrang vor so vielen andern Großstädten und deutschen Hauptstädten gewinnen, wie wir es vorhin gezeigt haben. — — Einzelne Häupter machen jedoch noch keine Literatur, besonders wenn diese

Häupter ihre Wirksamkeit theils nach Außen, nach dem großen deutschen Vaterlande — und theils blos nach einer dereinstigen Zukunft in Oesterreich richten.

Wir aber haben es mit der Gegenwart, mit der gegenwärtigen Literatur Wiens zu thun.

Welche Kräfte, welche Bewegungen, welche Resultate und welche Zustände erblicken wir nun da?

Die Literatur im Ganzen wird in Wien noch immer nicht mit jenem heiligen Ernste aufgefaßt, wie sich's gebührte . . . Die dortigen Literaten, wie das dortige Publikum, betrachten die Wiener Musen noch immer blos als Göttinnen eines vergeistigten Sinnengenusses — — die Literatur ist epikuräisch, materiell.

Welches ist das Terrain, auf dem ihre eigentliche, charakteristische Strebung erscheint? — Die dramatische Posse und das Gebiet des Lustigen im Journal sowie in der Erzählung. Hierin wird unstreitig viel Kräftiges und Ursprüngliches zu Tage gefördert — — und mit freudigem Eifer empfangen. — Ist dies aber eine edle und eine bedeutsame Bewegung?

Für die Tagesliteratur, für das Zeitschriftwesen wären in Wien ohne Frage die günstigsten Conjuncturen vorhanden: eine große, lebensvolle Stadt, Sinn für's Plastische und für die wechselnden Entwickelungen, vielseitig sociale Elemente, und — ein nicht zu bestreitendes Vorhandensein von bedeutenden geistigen Kräften nebst der gehörigen Empfänglichkeit für Leben und Thätigkeit. —

Anstatt aber daß diese günstigen Verhältnisse benutzt und diese trefflichen Elemente in Wirksamkeit gesetzt würden — sehen wir die Tagesliteratur eines Theils in gänzliche Apathie versunken, andrerseits blos in unverstandener Nachahmerei auswärtiger Muster begriffen, die sie unter ihren Verhältnissen nie und nimmer erreichen wird.

Beispiele werden dies klarer machen.

Die Theaterzeitung Bäuerle's ist das verbreitetste Organ in Wien. Welches ist ihr leitendes Princip und worin bestehen ihre äußeren Formen? Die Theaterzeitung bringt Novellen, Theater-Recensionen und eine wahre Profusion von Notizen aus allen Fächern der Tageschronik — nur eben aus den wichtigsten und subtilsten nicht. Die Novellistik ist einem ältern Zweige der deutschen Tagesliteratur nachgeahmt — und jenem neueren, der die modernen Bedürfnisse nicht kennt. Die Theater-Recensionen theilt sie mit allen belletristischen Journalen — und im Notizenwesen dient ihr die französische Tagespresse, sowie die bewegende im jetzigen Deutschland zum Vorbild. Die letztere Richtung also wäre in der Theaterzeitung die einzige zeitgemäße. — Allein von welchem traurigen innern Gehalt ist dieselbe! Bäuerle, der nie ein Mann des Geistes, sondern immer blos einer der Materie war — hält sich auch in seinem neueren Berufe an die Quantität und glaubt durch eine wahre äußere Unmasse die qualitative Misere derselben aufzuwägen. — So sehen wir denn jenes mon-

ströse Feuilleton in seinem Blatte sich breit machen — vor dem der einfache Menschenverstand zurückbebt und entflieht wie vor einem Heere von Heuschrecken.

Dieses unvernünftige Zusammenhäufen von tausend und aber tausend kleinen Notizchen über alle mögliche Curiosa des Tages: über sechshändige Neugeborne — Straßenräuber — wandernde Nachtigallen — guten Käse — Homer's wiederaufgefundenen Schlafrock und Gott weiß welche Ungeheuerlichkeiten noch — bildet ein wahres Verdummungssystem aus — und ist eine Confusions-Methode der gemeinsten Art.

Allein es ist Hrn. Bäuerle einzig um Abonnenten zu thun und diese gewinnt er durch sein System in Masse — — da die Masse aus Schneiderseelen und Dunkelköpfen besteht.

Ich weiß recht gut, für diese Kritik wird Herr Bäuerle mein Buch in seinem Blatte gehörig „herunterreißen" lassen. Die Wahrheit jedoch geht mir über Lob und Tadel Hrn. Bäuerle's.

Durch sein Journal ist es in Wien bereits dahin gekommen, daß den dortigen Lesern die einfach-edle Kost des Geistes nicht mehr zusagt und daß man ihnen Alles in Form — der Olla potrida und des türkischen Pilav vorsetzen muß.

Das Gegengewicht zu diesem Bäuerle'schen Tutti-Quanti-Unwesen hält seit einer Reihe von Jahren die Wiener Zeitschrift, jetzt unter der Leitung des in jeder Hinsicht vortrefflichen Friedrich Witthauer,

eines Mannes vom edelsten Gemüthe. Es war von jeher das Princip der Wiener Zeitschrift, dem Geiste zu dienen und ihm allein Altäre zu bauen. Das war ein schwieriges und ein dornenvolles Beginnen. Denn von jeher haben die beiden Urprincipe Ormud und Ariman, oder das Gute und das Böse — Krieg mit einander geführt — — und zwar zum Vortheil des letzteren. Die Macht der Finsterniß hat immer den Sieg davon getragen über die Macht des Lichts . . . und Hr. Bäuerle hat 4000 Abonnenten bekommen, Witthauer aber nur tausend oder noch weniger. Aber — diese sind edleren Wesens denn jene, und so kommt Ormud und Ariman wieder in's Gleichgewicht, was in dieser Welt der Sinnlichkeit freilich nicht zur äußern Erscheinung heraustritt.

Indeß wünsche ich keineswegs als unbedingter Apologet der Wiener Zeitschrift angesehen zu werden. Sie hat eben auch ihre Mängel, wie alles Irdische; hierher gehört ihre allzu kalte Vornehmheit und die Abneigung, sich in's Volk hinab zu mischen.

Diese beiden Divergenzen zu vereinigen, diese zwei Richtungen zu vermitteln, den Ormud wie den Ariman in sich aufzunehmen — schien uns vor einigen Jahren die Absicht Saphir's, als er den „Humorist" begründete und den Wienern ein edleres Tagesorgan als das Bäuerle'sche, und ein bewegteres als das Witthauersche geben wollte. Das Resultat fiel nun freilich nicht ganz nach Wunsch aus — indem Saphir's

Journal auch bald zum bloßen Unterhaltungsblatt herabsank; in der ersten Zeit jedoch, als Saphir noch mit Lust und Liebe daran arbeitete, schien der „Humorist" berufen, seine schöne, erträumte Mission auch zu verwirklichen. Damals habe auch ich dabei mitgeholfen — damals sammelte sich ein ganzer Kreis junger Talente um Saphir, mit denen viel auszurichten gewesen wäre.

Saphir ist unstreitig das erste journalistische Talent Oesterreichs — — doch sind seine Mängel fast eben so groß als seine Vorzüge, und diese erhalten sich nur durch seinen kolossalen Witz über jenen. Der Witz ist das wirkende Element bei Saphir — und ihm verdankt er seine Bedeutung. Hätte Saphir keinen so ungeheuern Witz, so wäre er bei der Gewöhnlichkeit der meisten seiner übrigen Kräfte längst in die zweite und dritte Reihe zurückgedrängt worden. Sein Witz aber ist eine so imperatorische Macht, daß unter seinen Adlerflügeln sich ganze Armeen von Zwergen bergen können.

Wir haben an Saphir zuerst dessen Tendenzen zu tadeln, die sich alle um das liebe Ich drehen. Seine eigene Verherrlichung ist ihm Alles — einer guten Sache dient er nur insoweit, als er damit sich selber dient. Aus dieser centralen Ichsucht, aus diesem egoistischen Mittelpunkt entspringen alle jene Radien, die als so viele Schattenpunkte in seinem literarischen Wirkungskreise enden. — Er glaubt keinem Menschen, als nur sich — er hört keinen Menschen, als nur sich — er gibt

Niemand Rechenschaft als nur sich, und eigentlich also giebt er sich gar keine Rechenschaft. Daher ist Saphir noch immer derselbe, der er vor 15 Jahren gewesen — — er ist nicht fortgeschritten nach Außen, er hat sich nur erweitert nach Innen.

Seine Schiller-Ideale sind noch immer die von Anno 1820 und seine Verschrobenheiten ebenfalls. Er ist den Bewegungen der Geister nur immer als Egoist gefolgt und zuletzt gar nicht mehr. Er schreibt noch immer seine floskelhaft-bombastischen Theater-Recensionen und seinen beredtsamen aber uncorrecten Styl, wiewohl Alles um ihn her sich der Einfachheit und Form-klarheit befleißigt. Mit einem Worte: in ihm ist keine Wahrheit außer — die subjective. —

Gleichwohl jedoch hat ihn die Literatur mit Unrecht verläugnet — — freilich wurde von ihm hierzu der Anfang gemacht, und zwar dadurch, daß er die Literatur verläugnete.

Aber ein Unrecht an uns gethan, berechtigt uns nicht zur Erwiederung desselben, und Saphir bleibt bei allen seinen Fehlern und Fehltritten eine eigenthümliche, bedeutende Erscheinung unseres Schriftenthums.

Was ihm Deutschland versagt, das hat Oesterreich ihm gewährt — dort wurde er mit offenen Armen empfangen, dort sieht man ihn mit sammt seinen Flecken durch die rosenrothe Brille an.

— — — Noch giebt es mehrere Tagesblätter in Wien, meist von niederem Belange; hierher zählt das

Oesterr. Morgenblatt, der Wanderer, der Sammler und der Zuschauer. Ihr Streben ist ein beschränktes und lokales. — Das Morgenblatt ringt zwar unter der neuen Redaction J. N. Vogl's mit Kraft empor, doch ist es ein sehr undankbares Geschäft, die verrosteten und beschmutzten Räder eines Vehikels glatt zu poliren, um mit ihnen fortzufliegen — und zwar nach neuen Zielen.

Frankl's Sonntagsblätter versprechen ein gutes Organ für Vermittlung von reinösterreichischen Verhältnissen zu werden — doch müßten sie rascher und reichlicher erscheinen, um nachhaltig zu wirken; auch müßte Frankl vorerst die Journalistik zur Hauptaufgabe seiner Thätigkeit machen und nicht, wie er naiv erklärte, blos zum — Broterwerb. Die Journalistik erfordert einen ganzen Mann und ist in unserer Zeit zum wichtigsten Literaturzweige geworden.

Sie ist jetzt nicht mehr eine bloße Compilation von Recensionen über Literatur und Kunst: sie ist selbst Literatur und Kunst, nämlich die lebensvollste, die beweglichste, die fruchtbarste!

Von Großhofinger's Adler zu sprechen, wird man uns hoffentlich erlassen. Auch Saphir hat Spott getrieben mit dem Hohen und Ewigwahren — aber er hat es nie verrathen oder verkauft.

Großhofinger's Thun war eine Seifenblase vom schmutzigsten Wasser — — die zerstob.

Die von Deinhardstein redigirten Wiener Jahrbücher üben keinen directen Einfluß auf Literatur und

Leben; sie können hier von uns übergangen werden. Ebenso die andern wissenschaftlichen und technischen und Kunst-Zeitschriften, deren größter Theil hier in Deutschland, wie in Oesterreich, kaum dem Namen nach bekannt ist. —

Wir schließen diese Erörterung über die Wiener Journalistik mit der Bemerkung, daß es dort an einer energischen, die Bedürfnisse verstehenden und gedeihlich wirkenden Zeitschrift noch immer fehlt — und zwar, wie Dingelstedt ganz richtig behauptet hat, nicht blos von Staatswegen fehlt.

Nunmehr gehen wir zur außer-journalistischen Literatur Oesterreichs über. Diesem Aufsatze jedoch bleibe ein eigenes Kapitel vorbehalten.

XVIII.

Dingelstedt*). – Grillparzer. — Zedlitz. — Lenau. — A. Grün. — Saphir. — Frankl. — Halm. — Bauernfeld. — Die Posse. — Nestroy. — Prosa und ihre mißlichen Zustände. — Tschabuschnigg. — Recensenten.

Dingelstedt's Erscheinen am Wiener Horizonte schien mir von guter Vorbedeutung.

Er hatte sich sogleich mit den dortigen Chefs überworfen, und darüber war ich hocherfreut. Das bestärkte mich in meinen Erwartungen.

Wer Gutes schaffen will, muß es mit schonungsloser Hand thun — er müßte denn zum Fabius Cunctator geboren sein, was in der ganzen Weltgeschichte blos einige Mal vorkommt.

Aber die Form, in welcher Dingelstedt sein Kampfschwert schleifen ließ, war nicht die rechte; hier konnte das kurze Römerschwert den Knoten nicht zerhauen —

---

*) Hinsichtlich dieses Schriftstellers ist zu bemerken, daß dessen Abreise von Wien fast gleichzeitig mit der Absendung des Manuscripts zu vorliegendem Werke von Seiten des entfernt wohnenden Verfassers stattfand. D. Verleger.

hier mußte der deutsche Haudegen, der zugleich spitz und scharf ist, lösen und trennen. Und zwar zuerst langsam mit der Spitze — zuletzt kurzweg mit der Schneide.

Hätte Dingelstedt sich vorläufig nur gegen das wirklich Schlechte gekehrt — so hätten ihm die Mittelmäßigen dabei geholfen und die Guten wären nicht gegen ihn aufgestanden. Aber er verschüttete das Kind mit dem Bade . . . er proscribirte das Schlechte, ohne das Gute ausdrücklich auszunehmen; dadurch glaubte sich dieses mit jenem zusammengeworfen . . . und so gerieth unser trefflicher Dingelstedt in jenes Dilemma, das seine Wirksamkeit für Wien noch lange problematisch macht.

Die übrigen namhaften Dichter und Schriftsteller Wiens gehören, wie gesagt, mehr zur allgemeinen deutschen, als speciell zur österreichischen Literatur; — die jüngsten unter ihnen aber blicken mit gesteigertem Vertrauen auf die Lenker des Staats, hoffend, diese würden ihrem Streben eine ersprießlichere — Zukunft eröffnen.

Grillparzer's Name ist der klangvollste in Wien. Doch zählt der Dichter zu einer Generation — die war, und von seinen Werken werden sich gerade die jetzt vernachlässigten einer Dauer erfreuen. Hiermit verstehen wir seine Trilogie — den Traum ein Leben und das Lustspiel „Wehe dem, der lügt." Die Ahnfrau und Ottokar haben einem Zeitzweck gedient und ihr Ende ist leicht abzusehen. Doch liegt auch den Irrthümern dieses bedeutenden Dichters eine ungewöhn-

liche Geisteskraft und ein gewaltsamer Lebensdrang zum Grunde . . . und auch auf seinen Abwegen hat er Goldkörner ausgestreut, die gesichtet und sorgfältig aufbewahrt zu werden verdienen.

Das Leben dieses Trauerspieldichters ist selbst ein dunkles Trauerspiel. Er, dessen Berechtigungen so groß waren — er, der schon beim ersten Auftauchen einen Glanz über Oesterreichs geistiges Gebiet ausgebreitet — er, einer der herrlichsten Söhne Oesterreichs — — mußte mitten auf seiner Laufbahn unsäglich Schmerzliches erdulden und die Märtyrerkrone der Entsagung wurde frühzeitig neben den Lorbeerkranz der Dichtkunst auf das junge Haupt Grillparzer's gedrückt. Für dieses unverdiente Loos wird seinen Namen dereinst doppelte Verklärung umgeben — während der schwärzeste Schatten sich siebenfach um seine Verfolger sammeln wird — gleichwohl nicht dunkel genug, um ihre Namen unendlicher Verachtung preiszugeben.

Grillparzer soll noch manches Werk seiner Muse im Pulte verschlossen haben — — gerade die duftigsten Blüthen seines Dichtergartens, den er jedoch nicht völlig aufzuschließen wagt, besorgend, seine Feinde könnten jene Prachtblumen für Schlangen ansehen, deren Biß sie tödtlich träfe.

Zedlitz's Name wird ebenfalls seit vielen Jahren schon verehrt. Seine Todtenkränze verherrlichen nicht nur deren Helden, sondern auch ihren Dichter.

Sie reihen sich den Großdichtungen der Deutschen an und sind in einer bezaubernden Sprache abgefaßt. Zedlitz ist hier jedoch nur immer ein Dichter der Vornehmen und der beau monde — — während andere seiner Poesien, wie die „nächtliche Heerschau", ihm eine allgemeine Verehrung, eine wahre Popularität verschafft haben — diesen allerbesten Lohn des Dichters. Auch Kerker und Krone ist ein tüchtiges Trauerspiel, weshalb es natürlich von unsern Bühnen ausgeschlossen wurde. Als Lyriker ist Zedlitz von großer Bedeutung für Oesterreich gewesen, indem er, nächst Grillparzer, seinem Saitenspiel zuerst einen Zeitklang zu entlocken wußte, der keineswegs unfruchtbar verhallte.

In neuester Zeit überragt Lenau's erhabener Genius nicht nur die Lorbeerhäupter seines Vaterlandes, sondern die des gesammten Deutschlands. Die Lieder dieses Heroen der Poesie haben in Sturmeseile Deutschland durchflogen und damals einen Begeisterungsrausch erzeugt, von denen noch jetzt manche Herzen trunken und wonneduselig — —. Darauf trat er mit seinem Faust auf, dem einzigen, der dem Faust des großen deutschen Dichterfürsten nachfolgen durfte. Im Savonarola mischt sich in den reinen Gesang zuerst jener trübe Mißklang — der aus den Einflüsterungen unlauterer Dämonen entsprang und in den Albigensern zum Eulengeheul und zum lügnerischen Gekrächze finsterer Glaubensvögel herabsank. — — Ein Cherub mit dem Flammenschwerte steht nun der Dichter da — aber sein

Fuß, statt den Drachen unter ihm zu zertreten, streichelt ihn und schmeichelt dem häßlichen Unthier.

Es liegt etwas Betrübsames in der Kampfesweise Lenau's: den Fanatismus durch Fanatismus zu schlagen — gegen die blutrothgeschwollene Hyder die giftgeschwollene schwarze loszuhetzen. —

Jedoch hoffen wir, daß dies blos ein traurig nothwendiger Uebergang seines großen Dichtergeistes sei — zu erfreulich lichter, zu höchster Klarheit.

Eine so hohe Intelligenz muß sich wieder selbst auf den rechten Wahrheitsweg zurückführen — nachdem sie durch Irrsale und Kümmernisse, ihr zum Theil von der Zeit in Weg gelegt, sich durchgerungen.

Anastasius Grün gehört auch zu jenen Poeten, deren Jünglingstöne eine Fiebergluth durch deutsche Herzen ergossen. Und so wie Lenau die Herzen trunken machte — berauschte Grün noch mehr die Köpfe der Deutschen mit dem edelsten Rausche. Und so wie von dorther die Herzen noch erbeben — wirbeln auch hier noch die Geister und möchten seither Tag für Tag eifriger ihre Hüllen sprengen.

Indeß ist A. Grün, wie alle jungen politischen Dichter, weiter gegangen, als er vernünftigerweise sollte.

Der Taumel, den ihre Lieder erzeugen, ist kein natürlicher Zustand — und nur die natürliche That ist fruchtbar, wie Natur selbst die fruchtbarste Mutter aller Thaten und Erscheinungen.

Es ist eben viel Geschrei und wenig Wolle — wie sich hinterher zur Genüge ausgewiesen.

Mäßigung führt allein zum Ziele, wenn das Ziel überhaupt ein angemessenes ist.

Saphir mit seinen Wilden Rosen zählt ebenfalls zu den wahren Dichtern Wiens. Freilich in einem andern Geiste und auch in anderer Gestalt als diese. Saphir's Thema ist die Liebe, worüber er die unendlichsten Variationen singt; und, Hand auf's Herz, Ihr strengen Catonen deutscher Kritik: Saphir's Thema ist gewiß nicht so günstig, wie das eines A. Grün oder Lenau. Es ist weder von der Zeit befruchtet, noch regt es diese sonderlich und unmittelbar auf. Bei einer Zeit jedoch, die nur Aufregungen und Leidenschaftskrieg sucht — — mit einfach-stillem Liebesgesang nicht nur anzuklingen, sondern auch durchzudringen, wie das dem Saphir mit seinen neuesten Liedern, den Wilden Rosen, gelang, zeugt gewiß von einer nicht gewöhnlichen Kraft.

Und hätte er nur die Herzen der Frauen gewonnen, schon damit wäre des Erwerbnisses genug.

Frankl muß auch noch zu den Lyrikern gereiht werden, sowie Halm, der nichts weniger als Tragöde ist, wiewohl seine Gedichte auf Theatern aufgeführt werden und sogar Glück machen. Frankl's bestes Werk ist dessen Christoph Columbus, oder, wie er ihn nennt, Christophore Colombo. Indeß wird bei diesem Poeten bereits die Ursprünglichkeit ver-

mißt — und er entschädigt uns dafür nur halb mit einer Bilderpracht, die eigentlich erzwungen. Frankl ist mehr poetisches Talent als Poet, mehr Sänger als Dichter, welche Unterscheidung, wenn ich nicht irre, merkwürdiger Weise gerade er zuerst aufgestellt.

Halm ist ein poetischer Phraseolog sonder Gleichen — und nur im einfach lyrischen Gedicht edel. Seine Dramen kränkeln an einer affectirten Beredtsamkeit, deren größter Fehler Ueberspannung und Manier — und zwar eine recht widerliche Manier ist. Auch er ist eher poetisch als selbst Poet, und seine scenischen Erfolge erklären sich zum Theil aus dem verderbten Geschmack des neueren Theaterpublikums, das namentlich in Wien stimulirt werden will durch die abenteuerlichsten Tincturen.

Derselben Geschmacksverirrung verdanken die Romantiker in Paris all' die glänzenden Resultate, welche freilich blos auf ein Beifallsgeklatsch der Hände — allenfalls ein wüstes „Bravo!" sich beschränken. —

Die Herzen aber wissen dort nichts davon — die mischen sich nicht in den Richterspruch.

Bauernfeld ist der talentvollste Komödiendichter Wiens und hat zum Theil das deutsche Lustspiel wirklich bereichert. Wir meinen damit das Liebesprotokoll und die Bekenntnisse. Vor Allem fehlt es Bauernfeld an der zu seinem Fache nöthigen Freiheit und jener kecken Humoristik, welche die komische Muse von ihren Söhnen fordert und welche sich, in unter-

geordneter Derbheit, bei den Wiener Possendichtern oft allzureichlich vorfindet. Diese Bemerkung führt uns auf die Nennung Nestroy's et consortes, die freilich bei einer Besprechung der eigentlichen Literatur fern bleiben sollten, deren Wirksamkeit in Wien jedoch bereits so tief in's Volksleben gedrungen, daß wir ihre Existenz nicht mehr mit Stillschweigen übergehen können.

Seit Bäuerle, Meisl und Raimund von diesem den Wienern so liebwerthen Schauplatze verschwunden, hat Nestroy sich des burlesken Jokusstabes mit bestem Erfolg bemächtigt und eine ganze Legion jugendlich-poetischer Plebejer in's Schlepptau genommen, worunter sich dann bald manche frei machten und sogar drohten, dem Meister über den Kopf zu wachsen.

Nestroy ist außerordentlich beliebt bei den Wienern, und daran wäre im Grunde nichts auszusetzen. Es ist recht gut, wenn das Volk lacht, das zeugt davon, daß es gesund ist und daß es ihm wohl geht. Aber über Zoten und Nuditäten lachen — zeugt blos von Gemeinheit, und an diesen beiden Elementen scheinen die Vorstadt-Theater nicht eben arm zu sein. Es prosperirt dort das nackte Fleisch einer unreinen Eva — — und die Censur, die doch sonst gleich bei der Hand, bedeckt es noch mit einem Feigenblatte.

Ich weiß nicht, ob die Censur, d. h. die oberste Behörde derselben, dies gutheißt — gewiß ist es jedoch, daß die Censoren es thun und daß die Zuschauer sich darüber gar nicht entrüsten.

Dieses aber ist ein beklagenswerth wunder Fleck auf dem übrigens so säuberlichen Angesichte der Wiener Gesittung.

Außer der dramatischen Form hat bisher noch keine andere so recht gedeihen wollen, woran zum Theil fremde, außerhalb der Literatur liegende, Verhältnisse Schuld sind. Der Prosa und ihrer freien Natur strebt eine zwingende Gewalt entgegen, die jedoch nicht blos Censur heißt.

Die Prosa ist vorzugsweise die Form für den Verstand — in Wien aber überflügelt diesen ein, jetzt zur unnatürlichsten Höhe gesteigertes, Gefühlleben, oder, damit wir's richtiger bezeichnen, ein gewaltsamer Sensualismus.

Beliebt und belobt sind daher nur lyrische Ergießungen und die ihr verwandte humoristische Ueberschwenglichkeit. Ruhig, einfach, oder gar mit Kälte denken dünkt der Menge noch unbequem, zumal man bisher ihre bequemlich-beschauliche Weise allseitig befördert hat.

Die Novellistik findet weniger Freunde, denn anderswo, darum auch wenig Hände, die ihrer pflegten. Tschabuschnigg ist ein schönes Talent, dem jedoch zur Zeit noch Läuterung noth thut. Auch leidet seine Auffassung an dem gewöhnlichen Fehler der Wiener Autoren (d. h. jener, die zur eigentlichen dortigen Literatur zählen): sie entbehrt der Natürlichkeit und ist nicht ursprünglich.

Die meisten von den übrigen Erzählern und Novellisten klemmen sich ängstlich an französische oder deutsche Vorbilder, von denen sie nicht abzulassen wagen, aus Mißtrauen gegen eigene Kraft, die freilich von der dortigen Kritik niemals geweckt wird.

Denn die Kritik steht in Oesterreich tiefer als irgendwo. Die österr. Kritik hat, mit wenig Ausnahmen, immer mehr die Person als die Sache im Auge. Sie hat jenen heiligen Ernst der deutschen, die aus ihrem Geschäft eine Gewissenssache macht und der das Interesse der Literaturwahrheit über Alles geht, noch lange nicht kennen gelernt.

Auch in Deutschland giebt es eine gemeine Kaste von Kritikern und einige Lumpe von Recensenten (zum Theil recht vornehme Lumpe), allein der Schaden, den sie anrichten, ist bei der allgemeinen Beweglichkeit und Schreibfeinheit eben nicht sehr groß.

In Wien hingegen schnappen tausend kritischer Lumpenhunde nach zehn anständigen Poetenhäuptern.

Dort fängt man in der Regel mit dem Recensiren an — und geht erst später zur Production über, während es in der ganzen Welt umgekehrt ist.

Daher die wunderliche Erscheinung, daß dort die Kritik häufig den ersten Platz arrogirt und die Production zurückdrängt in die zweite Reihe.

— — Ich schließe auch diesen Aufsatz, indem ich mich gezwungen sehe, gar manches jugendliche Talent, dessen Epoche erst kommen wird, hier zu übergehen. Doch

wird sich mir wohl die Gelegenheit bieten, das Versäumte in den Spalten einer neuen Zeitschrift, mit deren Begründung ich jetzt umgehe, nachzuholen.

Immer aber wird mein Urtheil der Wahrheit und der guten Sache die Ehre geben, mag mir dies System auch noch so viele Verdrießlichkeiten zuziehen.

XIX.

Das Theater. — Zustand desselben im Allgemeinen und insbesondere in Wien. — Das Burgtheater, das Hofoperntheater, jenes an der Wien, in der Leopoldstadt und Josephstadt. — Holbein. — Halm. — Bäuerle. — Raimund. — Schuster. — Korn. — Karl. — Nestroy und Scholz.

Das Theater ist das nachbarliche Gebiet desjenigen, welches wir soeben verlassen haben.

Wir haben die dramatische Dichtkunst bereits abgehandelt und kommen nun zur eigentlichen Scene.

Es giebt in Wien außer dem Burgtheater und der Oper im Hoftheater nächst dem Kärthnerthore annoch drei Schauspielhäuser in den Vorstädten: das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt, das k. k. priv. Theater an der Wien und das k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Das Interesse an Bühnenleistungen ist in Wien von jeher ein reges und inniges gewesen.

Aber ein wohlverstandenes war es hier ebensowenig als anderswo. Das liegt in der Zeit, die viel zu hastig, zu ungeduldig, zu bewegt ist, um dem ruhigen Ent-

wickelungsgange einer pſychologiſchen Tragödie oder Komödie folgen zu können. Wir leben eben im Zeitalter der Dampfkraft und ziehen die Siebenmeilenſtiefel nirgends aus — ſelbſt im Theater nicht, wo doch eine ideale Welt.

Deshalb — und hierin liegt der wahre Grund — ſind in neueſter Zeit alle Literatur-, alle Kunſtzweige vorgeſchritten, nur die Bühne beharrte im Stillſtand, iſt alſo zurückgegangen.

Die ganze wirkende Literatur hat ſich den Forderungen einer neueren Zeit anbequemt: iſt lebenvoller, blutreicher, gedrungener und handlungsreicher geworden — — auch das Theater hätte dies gekonnt, doch fehlten die großen Initiatoren, die, weil die dramatiſche Form die ſchwierigſte, hier am ſchwerſten zu finden waren.

Dieſer Umſtand und dieſer Mangel kam der Entwickelung der Oper äußerſt günſtig zu ſtatten, und ſie, die ſchon an ſich bewegter und aufregender iſt, als das einfache Schauſpiel — hat größtentheils den Platz deſſelben eingenommen oder uſurpirt, wie man's gerade nennen will.

Ueberdies hat der Genius der Zeit die Opernmuſik unbefruchtend durchweht und dieſelbe, durch Sättigung mit verwandten Elementen, uns näher gerückt. Roſſini hat in ſeiner Kunſt zuerſt dies Verſtändniß ſeiner Zeit geoffenbart — und mehrere Nachahmer geweckt, die ſein Gebiet immer mehr erweitert und ausgearbeitet, bis es uns zuletzt ein völlig heimiſches geworden, auf dem

wir uns mit Lust und Wonne bewegen — auf dem wir leben — spazieren gehen — essen und Tabak rauchen.

Denn das Alles verlangen wir in unserer allseitig sich entwickelnden Zeit. Man muß uns selbst im Theater in dieser Entwickelungsthätigkeit belassen: und während z. B. Dem. Löwe oder Mad. Hasselt eine Arie singt — müssen wir, ihr zuhörend, zugleich über O'Connels Repeal-Association nachdenken und dazu Schiffszwieback kauen können.

Wir sind immens praktisch geworden. Der Beichtstuhl in der Kirche ist nicht mehr ganz sicher, am nächsten Markttage als Verkaufsbude einer Runkelrübenzucker-Krämerin verwendet zu werden.

Im gegenwärtigen Augenblick ist die französische Musik noch zeitgemäßer, als selbst die italienische es in der behaglich-ruhigen Periode der Restauration gewesen, und Meyerbeer's Compositionen sind gründlichere und, was dabei das Beste ist, angenehmere Dissertationen über die wichtigsten Fragen des Tages — als uns von irgend einem berühmten Professor aufgetischt werden können.

Auch in den Wiener Theatern ist daher eine überwiegende Vorliebe für die Oper anzutreffen, und nächst ihr findet das komische Lokaldrama deshalb die meiste Begünstigung, weil auch in diesem sich ebenfalls ein Zeitelement, wenngleich von niederster Espèce, offenbart.

Das Burgtheater steht noch immer an der Spitze der Dramatik, und man kann sagen: an der Spitze

der gesammten deutschen. Daß diese insgesammt lahm ist, dafür kann das Burgtheater ebenso wenig, als für die, consequent daraus folgende, eigene Lahmheit. Unter der neuen Direction Holbein's hat man sich mehr versprochen, als dieser achtbare Mann beim besten Willen erfüllen konnte: denn, wie gesagt, er vermag die neuen dramatischen Genies nicht aus dem Rockärmel zu schütteln — — und hierin liegt's.

An Schauspielern fehlt es ihm eben so wenig, als an den übrigen Mitteln und Requisiten. Löwe, La Roche, Korn, Anschütz, Fichtner, Herzfeld — die Rettich u. s. w. sind treffliche Kräfte und beweisen dies, indem sie selbst noch ein, bereits seinem Einstürzen nahes, Kunstsystem halten. Die Munificenz des kaiserlichen Hofes für dies Institut war von jeher groß und ausgiebig — — ja selbst das Publikum ist, abgesehen von einigen pretentiösen aristokratischen Kreisen, das billigdenkendste und wohlwollendste vielleicht in ganz Deutschland.

Aber — noch ein Mal: der Dichter-Messias fehlt. Vielleicht wäre es Halm zu allererst geworden, hätte er nicht die unglückliche Idee gehabt, sich — auf's romantische Drama zu werfen, dessen Zeit bei uns vorüber ist.

Im Hofoperntheater herrscht der Mästro Donizetti, den die deutschen Kunstaristoteleße so hassen, und der es ihnen gewiß mit gleicher Münze bezahlt. In diesem Theater ist einen großen Theil des Jahres

hindurch Alles italienisch, wie die schönste staggione in Venedig oder Neapel. Außerdem schlägt dort die deutsche Polyhymnia ihren wankenden Thron auf, der nirgends so sehr als ein wankender sich zeigt, als in Wien. Denn die guten Oesterreicher sind trotz der Landsmannschafts-Verwandtheit mit Mozart, Haydn, Gluck und andern Herrschern im Gebiete germanischer (die Wiener meinen scythisch-gothischer) Tonkunst — die gründlichsten Verehrer jener Schule, die der Schwan von Pesaro gestiftet, und neigen sich außerdem mit Vorliebe auch noch zur französischen.

Das ist eine ausgesprochene Eigenschaft, die sie mit der ganzen civilisirten Welt gemein haben; denn in Deutschland ist es ebenfalls so, trotz der Gegenbehauptung einiger contrapunktistischen Käuze.

Das Leopoldstädter Theater konnte in früherer Zeit ein echtes Volkstheater genannt werden. Bäuerle hatte damals große Verdienste und Raimund hatte ebenfalls die seinen; und zwar scheinen uns die des Mannes, der jetzt so schlecht die Theaterzeitung redigirt und mit ihr so gute Geschäfte macht, überwiegend; denn die seinige war eine echte und volksthümliche Komik — während Raimund's halb spaßiges, halb trauriges Musenroß an einer Krankheit litt, wornach man solche Rosse Sternengucker nennt.

Das heißt: es wollte wie ein großes, edles Dichterroß nach den Sternen sehen, und hatte dort nichts zu suchen.

Zu jener früheren Zeit gab es zwei bedeutende Volksschauspieler: dies waren Schuster und die Krones, welch' letztere Dame an einem sehr curiosen Uebel gestorben: nämlich am Erbenhasse.

Seitdem leidet das Publikum, welches jenes Theater besucht, ebenfalls daran, obgleich aus andern Gründen.

Die Bühne an der Wien hat der Leopoldstädter in letzterer Zeit den Rang abgelaufen, konnte sich jedoch niemals zu einem eigentlichen Volkstheater gestalten. Diesem Erfolge standen zwei Hindernisse im Wege, von denen eins zugleich eine Forderung ist. Diese heißt Zeitbedürfniß, das jetzt ein erhöhteres geworden. Das Hinderniß ist der Director Karl.

Dieser Mann wird einst, wenn die Lehre vom letzten Gericht in Erfüllung gehen wird, seinen Platz auf der linken Seite erhalten. Ihn werden die häßlichsten Dämonen in einen Ofen werfen, der mit bluttriefenden Schauspieler-Contracten und mit jenen Banknoten geheizt sein wird, die Karl den Wienern mit so großer Fertigkeit abzupressen verstand.

An beiden sind mehrere Millionen vorhanden.

Dieser Director Karl hat die Volksmuse gemordet und den gesunden Sinn der Wiener vergiftet. Selbst Nestroy's kolossale Lumpengestalten konnten neben ihm nicht aufkommen, und Nestroy hat dieselben doch so wahr geschildert, wie Hr. Karl leibt, lebt und indische Vogelnester ißt.

Außer Nestroy und Scholz besitzt diese Bühne keinen Schauspieler von Belang.

Was das Josephstädter Theater betrifft, so ist dieses ein Pendant bald zum Leopoldstädter gewesen, bald zu jenem an der Wien.

XX.

Der Prater, d. h. ein funkelneues Thema.

Vom Prater zu reden, ist wahrlich überflüssig.

Wer kennt ihn nicht, mit seinen Hirschen und Rehen, seiner Nobel- und Wurstelhälfte, seinen Reitern, Reiterinnen, Equipagen, schattigen Wäldern und stachlichen Schnaken — in Wien Gelsen genannt.

Ach, für die Schnaken habt ihr einen National-Namen erfunden, meine guten Wiener; warum nicht auch für noch so manche National-Thiere unter Euch, die Ihr blos ganz einfach Schafe, Esel, Ochsen, Kameele und „gehörnte Siegfriede" nennt?

Doch „ick verirre mir" — wie jener Potsdamer sagte, als er zum ersten Male aus seinem geradlinichten, mathematisch-langweiligen Potsdam nach der großen, wirren und lustigen Königstadt Berlin kam.

Denn — ich wollte ja über den Prater reden.

Aber nochmals, thue ich's, so setze ich mich der Gefahr aus, hier an dieser Stelle meines Buches

von Euch überschlagen zu werden — was mir bisher noch nicht passirt ist, wie Ihr selber bestätigen könnt.

Denn welcher Mensch, wenn er zwischen Konstantinopel und Kopenhagen geboren ist, oder auch nur eine Reise von Stolpe nach Danzig gemacht, hätte bei dieser Gelegenheit nicht den Wiener Prater kennen gelernt?

Aufrichtig, ich glaube nicht, daß auf unserm Planeten sowie oben im Monde ein Punkt zu finden, welcher in Europa so bekannt wäre, wie der Prater des Wurstels sowohl, als der Wurstel des Praters.

Im Prater des Nobels oder Nobel-Prater hat mich immer eine echt klassische Langweile beschlichen, die so langweilig war, daß die kolossalste Langweile dagegen noch fast gar nicht langweilig ist; — weshalb man diese Langweile im Prater auch füglich die langweiligste Langweile unter allen Langweilen nennen darf.

Doch ich höre auf, besorgend, die Leser könnten sich bei diesem Kapitel einen Begriff hiervon machen, was freilich andererseits wieder für meine treffliche Charakteristik ein Zeugniß ablegen würde.

XXI.

Vorbemerkliche Entschuldigung — nebst drei spaßhaften Lebensscenen: im Conservatorio, in einer Kirche und in der Bildergallerie.

Unbillige Leute — und wo gäbe es deren nicht — werden mich eines Versäumnisses anklagen. Nämlich daß ich weder über Musik noch bildende Kunst in Wien berichtet habe.

Allein da thun mir diese braven Leute in vollem Ernste Unrecht; denn erstens ist dies Buch eigentlich kein Kunstreferat, und zweitens gehört es auch nicht in die Kategorie der Sächelchen, welche so heißen, z. B. „Ganz Wien für 30 Xr." oder „Berlin sammt und sonders — in die Westentasche gepackt, für 12 Silberzroschen."

Von der Musik habe ich schon gesagt, was mir zu sagen erheblich genug schien, und galt dies vorzugsweise der Opernmusik, so kann ich ja nichts dafür, daß diese zur Zeit, und zwar nicht blos in Wien, prädominirt. Von Concert- und Kirchenmusik aber zu sprechen, schien

mir hier auch noch aus dem Grunde überflüssig, weil die erstere, Dank den sechstausend deutschen Zeitungen, allenthalben sattsam besprochen ist — die Kirchenmusik aber viel zu wenig auf's Leben influirt, um z. B. mich selbst sonderlich zu interessiren; weshalb ich mich um ihren Zustand in Wien auch fast gar nicht bekümmert habe.

Ich muß hier jedoch von der wohlthätigen Wirksamkeit des Conservatoriums abstrahiren, oder vielmehr zu diesem zurückkehren. Dieses schien mir stets von großer Wichtigkeit, und ich weiß dieselbe gebührend zu schätzen.

Die bildende Kunst und ihre Verhältnisse in Wien sind mir durch meine längere Entfernung vom Schauplatze so fern gerückt worden, daß ich mir darüber jetzt kein Urtheil mehr erlaube. Denn bei aller scheinbaren Stille — bewegt sich die bildende Kunst rascher, namentlich in neuester Zeit, als z. B. selbst Musik. Ueberdies sind mir in Hinsicht auf Wiener Malerei und Sculptur nicht so reichliche Zeitungsberichte zugekommen, wie das bei sämmtlichen andern Künsten bis zum Ueberfluß der Fall war; kurz, der Leser muß mir schon auch diese Lücke des Buches verzeihen . . . es sei denn, daß er gestattet, sie mit einer Lebensscene auszufüllen.

Vor dem Gebäude des Conservatoriums.

(Zwei Bekannte begegnen sich.)

A. Wohin, mein Freund?

B. In's Concert spirituel.

A. So? — Ich meinerseits mache eine kleine Promenade über den Graben.

B. Gut, so können Sie mich nach einer Stunde hier abholen, dann gehen wir zusammen in's Casino.

A. Also — auf Wiedersehen. Angenehme Unterhaltung!

B. Ebenfalls!

(Der Eine begiebt sich zum Concert, der Andere auf die Promenade.)

(Die Stunde ist verstrichen, und A., seinem Versprechen getreu — holt seinen Freund vom Conservatorium ab. Als er hier anlangt, findet er B. schon auf der Straße stehen...)

A. (verwundert). Sie warten schon auf mich? Allein da oben ist ja noch Musik. Das Concert kann noch nicht zu Ende sein . . .

B. Gleichviel, liebster Freund; — — es fehlte wenig, und ich selbst wäre zu Ende gewesen.

A. Aus Kunstentzücken?

B. Aus Kunst-Ennuyé! Ach, wie langweilig diese Concerts spirituels sind!

A. Aber weshalb besuchen Sie sie dann?

B. Bester — — (lächelnd) Man muß ja! Es gehört „quasi" zum „Ton".

A. Und die übrigen Zuhörer da oben?

B. Mehrere darunter schlafen mit offenen Augen — Andere martern sich ab zum Besten des „Tons". Nur Etliche bilden sich ein, daß sie sich herrlich divertiren . . .

A. Wohlan . . . dann lassen Sie uns zu Strauß gehen; er spielt jetzt im Garten von ***.

B. Allons! Wie freue ich mich auf den Strauß!

Einige Tage später.

Vor der St. Peterskirche.

(Zwei Herren, aber nicht die vorigen, treten durch's Portal ein. Es wird in der Kirche ein großes Hochamt abgehalten und dabei eine Messe von Haydn executirt.)

C. (ein junger Mann). Wie freue ich mich auf die Hasselt und Lutzer, dann auf den Staudigel, welche sämmtlich in der Messe singen.

D. (etwas älter; es ist dies ein Kunstkenner und derselbe entwickelt ein sehr geistreiches Augenzwinkern). Ah — Sie werden sehen, welch' ein Meisterwerk heute aufgeführt werden wird. Der Stolz unserer deutschen Tonkunst — die Verklärung der Musik — — Apollo in eigener Gestalt — — ich habe mich schon im Voraus in Entzücken.

(Sie verschwinden in der Kirche.)

Nach der Messe.

(Die beiden Herren treten heraus.)

D. Nun — mein Lieber?

C. Nun, mein Freund?

D. Was sagen Sie zu diesem Hochgenuß?

C. O — die Lutzer hat getrillert, daß es eine Lust war.

D. Allein die Composition! Haben Sie den großen Satz gleich im Kyrie gehört? — O, es sind hinreißende Schönheiten darin . . .

C. Ja, ja — die Lutzer kam mir heute schöner vor als die Hasselt; ich habe immerwährend nach ihr gesehen. Aber das machen ihre Triller.

D. Nicht von Trillern, lieber Freund . . . . von der herrlichen Fuge im Credo ist hier die Rede. Ach, hätte das der große Sebastian Bach hören können, er wäre vor Seligkeit nochmals gestorben.

C. Die Coiffure der Hasselt schien mir sehr gemein — hingegen kleidete das Tupet à l'enfant die Lutzer sehr naiv . . .

D. Und jenes kolossale Posaunen-Solo im Sanctus. Ist das eine Arbeit! Und darauf das Einfallen des ganzen Chors . . . ein Tutti von erschütternder Wirksamkeit, nicht wahr?

C. Uebrigens waren viel schöne Frauen in der Kirche . . . und wissen Sie, daß auch Donizetti sich da befand?

*

D. (entrüstet). Sprechen Sie mir nicht von diesem Ignoranten. Was will der Mensch in der Nähe Haydn's?

C. Nun — ich meine — — —

D. (im Eifer). Was meinen Sie? Was?

C. (lächelnd). Ich meine — er nimmt sich da gerade am besten aus.

D. Dieser Tropf, dieser Schwachkopf, dieser Verderber des Geschmacks — er sollte neben Haydn . . . ?

C. Er sollte diese heidnische Musik durch seine Melodien christlicher, d. h. genießbarer machen.

D. (um einen Kopf länger werdend). Ha! — — Was erlauben Sie sich da zu sagen? Doch man kann es nicht besser von Ihnen erwarten! Adieu, mein Herr, wir sind geschiedene Leute! — —

Uebrigens muß man in Wien, namentlich von jüngeren Leuten, die schale Behauptung bis zum Ekel wiederholen hören: „Das ist ohne alle Melodie!" — „Das ist mehr für die Langweile als für's Gehör!" womit sie in der Regel ihr Mißbehagen an deutschen Compositionen zu beschönigen glauben, während die Mängel der deutschen Musik uns viel tiefer zu liegen scheinen — nämlich: in der pedantischen Bevorzugung des künstlerischen Theils einer Composition gegen ihren schöpferischen — oder: in der widernatürlichen Präponderanz des Generalbasses über die Inspiration.

Dritte Scene.

Die Gemäldegallerie im Belvedere.

(Eine Menge Menschen strömen hinein und zerstreuen sich in den verschiedenen Sälen der Niederländer, der Italiener, der Franzosen, der Spanier und der Deutschen. — Eine Gesellschaft von Damen und Herren durchzieht diese Säle und hält zuerst vor den niederländischen Meistern.)

Ein Herr. Welches Leben! Welche Wahrheit! Welche Natur! —

Ein Fräulein. Ach, welche Gemeinheit. Nichts als Hühner und Gänse und Enten. Das kann man ja Alles zu Hause in der Küche haben. —

Der Herr. Gewiß — aber nicht gemalt. Sie möchten wohl lieber Menschen, Figuren aus der Geschichte et caetera sehen, mein Fräulein? Dann bemühen wir uns in den anstoßenden Saal hinüber. — — — So. — hier sehen Sie Rubens herrliche Werke. Was sagen Sie zu diesen Bildern?

Das Fräulein. Diese gefallen mir schon besser; doch — wie sonderbar — — diese Kleider . . . — die meisten weiblichen Gestalten sind ja so frech . . .

Der Herr. Was meinen Sie?

Das Fräulein. Sie sind ja zur Hälfte entblößt.

Der Herr. Das ist historisch.

Die Mutter des Fräuleins. Aber unrecht; man sollte diese Säle für junge Mädchen verschließen.

Der Herr. Aber man setzt voraus, daß sie Kunst von Natur zu unterscheiden wissen.

Das Fräulein. Sie sagten ja eben selbst: hier sei Alles Natur — Wahrheit!

Der Herr. Allerdings — aber nicht die rohe, gemeine, sondern jene, so von der Kunst nachgeahmt und durch sie verklärt wird.

Die Mutter. Eine hübsche Verklärung, das... Kommen Sie, meine Damen und Herren. Lassen Sie uns andere Säle aufsuchen, und zwar solche, in denen die Natur von der Kunst nicht auf diese Weise verklärt wird.

(Man begiebt sich zu den Italienern.)

Das Fräulein. Ach, das ist hier Alles viel schöner. Hier giebt es keine Gänse — —

Der Herr (für sich). O doch — wie wir gleich sehen werden. (Laut.) Was halten Sie von diesen Meistern, mein Fräulein?

Das Fräulein. O — sehr viel!

Der Herr. Es sind lauter Idealisten. Unter dem Sonnenhimmel Italiens durchzuckt sogar den leblosen Stein ein göttlicher Strahl. Hier, betrachten Sie z. B. diese Landschaft! Jedes Blatt, jeder Ast scheint durchgeistigt — —

Das Fräulein. Was die Herren nicht Alles finden!

Der Herr. Und diese Menschengestalten! Ist es nicht, als seien es die Bewohner einer schönern Welt?

Die Klarheit dieser Züge, das Feuer dieser Augen — der Adel aller Formen! Und hier, und hier, mein Fräulein! Anbetend sollte man vor diesem Bilde niederknien. Es ist eine Madonna des göttlichen Raphael.

Das Fräulein. Man kniet vor jedem Muttergottesbilde nieder . . . das heißt, das Volk kniet davor nieder. Folglich sagen Sie mir da nichts Neues.

Der Herr. Ich meine jedoch, dieser Tribut gebührt hier der Kunstgröße des Meisters.

Das Fräulein. Ach so — Sie mögen Recht haben.

Die Mutter. Gewiß, meine Tochter. Weißt Du denn nicht, daß Raphael . . . Wir haben's erst neulich in einem Buche gelesen. O, mein Herr, wir verstehen uns auf Kunst. Und diese Rahmen sind auch sehr schön.

Der Herr. In der That — Madame, Sie haben Recht.

Das Fräulein. Gehen wir endlich weiter. Wer wird so lange vor einigen Bildern stehen bleiben. Wir wissen ja bereits, was für Figuren sie enthalten.

Der Herr. So wollen wir zu den deutschen Meistern pilgern.

(Man begiebt sich dahin.)

Der Herr. Hier sehen Sie die Kunst in der rührendsten Naivetät ihrer Kindheit. Das sind die Anfänge der deutschen Schule.

Das Fräulein. O welche garstigen Dinger! —

Diese breiten und groben Gesichter! Wie steif diese Leute da auf den Bildern stehen!

Der Herr. Die äußeren Formen sind keineswegs kunstgemäß und nicht so edel-schön wie z. B. bei den italienischen Malern. Allein diese innige, tiefe Schönheit! Diese fromme Weise echt deutschen Strebens! Auch hier fingen unsere Landsleute beim Wesentlicheren an — wiewohl es im Gebiete der bildenden Kunst nicht ganz am Platze ist. Aber wir Deutschen lernen nun einmal das Herz früher kennen, unser eignes Herz — — und erst spät offenbart sich uns die Welt rings herum. Dafür ist unsere Kunst auch eine heilige, tiefe und geistig-geläuterte . . . Doch gern will ich Sie zu den neuesten Bestrebungen der deutschen Schule führen, wo der Technik bereits ihr Recht angethan ist.

Das Fräulein. Nein, nein — — lassen wir die deutsche Schule. Ich habe bereits genug davon. Es ist heute ein so schöner Tag, und wir spazieren hier bereits seit einer Stunde umher. Da lob' ich mir noch die Kunstausstellung, in welcher man die neuesten Bilder sieht.

Der Herr (lächelnd). Portraits, hübsche Blumenstücke und nette Genrebilder, nicht wahr?

Das Fräulein. Ja, ja!

Der Herr (seufzend). So verlassen wir denn die ehrwürdigen alten Meister! — —

(Sie treten ab.)

Einige bedeutende Kunstfreunde und etliche verständigere Kreise ausgenommen, findet sich vielleicht nirgend weniger Sinn für die bildende Kunst, als — in Wien.

In dieser Hinsicht ist das Streben der Akademie und ihres erhabenen Protectors nur von geringem Erfolg gewesen.

Die stille Kunstbeschaulichkeit sagt den lebenslustigen Bewohnern der Kaiserstadt nicht zu.

XXII.

Die haute noblesse. — Der allgemeine Mittelpunkt der Socialität im Staate. — Charakter, Leben und Weben der vornehmen Gesellschaft. — Eine Menge anderer Bemerkungen.

Es soll hier von der höchsten Gesellschaft in der Residenz die Rede sein.

Diese ist selbst wieder in verschiedene Peripherien zertheilt, deren Mittelpunkt jedoch nur einer.

Man hat viel von einer unzufriedenen Fraktion der Aristokratie gesprochen — und dann auch von einer begünstigten, im Sonnenlicht der Staatsmacht wachsenden, gesprochen. Was hieran Wahres sei und in wiefern sich dieses bestätige, überlasse ich Andern zur Entscheidung.

Ich, ein Schriftsteller des Volkes, und, wie Heine sagt, selbst Volk, kann über die höheren Regionen des dortigen Socialismus nur vom Standpunkte der geistigen Combination, die zu ihrem Behelfe eine kurze praktische Erfahrung — und allenfalls noch einige

Beleſenheit in Schriften hat, welche von dem in Rede ſtehenden Gegenſtande handeln — nur von dieſer Baſis alſo kann ich bei gegenwärtiger Abhandlung ausgehen.

Die Geburt iſt in Wien ein mächtiges Palladium zu Schutz und Trutz gegen Anfechtungen dieſes Lebens. Dieſes Palladium macht ſeinen Beſitzer zugleich mächtig und gefeit.

Wer jedoch glauben ſollte, daß damit ſchon Alles erreicht ſei, iſt in bedeutendem Irrthume. Eine Macht gibt es in Oeſterreich, vor der ſich alles Andere beugt, — vor welcher die übrigen zur Gleichheit zuſammenſinken, das heißt zu gleicher Unterwürfigkeit, und dies iſt die oberſte Autorität des Staates.

Nicht, wie in England, ſteht ihr ein übergewaltiger Phalanx des Adels entgegen — auch nicht die Geſammtheit des Volkes equilibrirt mit ihr und balancirt ihre Macht. — Die Autonomie der Staatsmacht iſt in Oeſterreich etwas Poſitives, Faktiſches — und dazu proklamirt!

Aber eben deshalb iſt ſie eine wohlthätige Macht, weil ſie über Allen ſteht — zum Beſten jedes Einzelnen.

Im Salon des Fürſten von Metternich verſammelt ſich zuweilen die Blüthe der höheren Geſellſchaft und der ausgezeichneten Fremden. Dafür aber miſcht ſich das erhabene Kaiſerhaus und auch der Fürſt täglich unter die Maſſe des Volks, und ſo verſammeln ſie gleichſam auch dieſes um ſich, wie den Adel.

Und hierin schon zeigt sich das wohlthätige allseitig gleiche Hinwirken der obersten Staatsgewalt. — Es zeigt sich hier in Lust und Freude, so wie es sich in Ernst und in Strenge vor dem Gesetze und im Staatsleben offenbart.

Die Aristokratie schließt sich in Wien in sich und unter sich ab — nicht besser als in England, vielmehr weit pedantischer. Denn in England haben sämmtliche Intelligenzen und jede Capacität in diesen Cirkel Zutritt, was in Wien keineswegs der Fall.

Die Zuziehung z. B. von Künstlern hat hier einen egoistischen Zweck. Die Künstler sollen mit ihren Mitteln der vornehmen Gesellschaft dienen — ihr also untergeordnet sein. Das ist unschön und unklug zumal. Denn welcher Künstler von nur einigem Bewußtsein wird sich, wenn auch bedeutende materielle Vortheile zu erwarten wären, in diese Lage versetzen wollen; hingegen würde ein würdiger Beitritt von Talenten diese vornehmen Kreise neu illustriren.

Ein anderes Bewandtniß hat es damit, wenn der Künstler das Mäcenat einer hochgestellten Individualität oder gar das Protektorat eines Staatsgewaltigen nachsucht. Hier handelt es sich häufig um die Interessen der Kunst und um seine eigene höhere Entwicklung.

Es gibt in Wien eine Anzahl bedeutender Häuser, durch die der gesellige Commerz der höheren Stände geleitet — von denen der eben herrschende Ton angegeben wird, um dann durch sämmtliche Kreise hindurch

zu klingen und die Harmonie der haute volée zu bewirken.

Denn — mögen zu Zeiten auch einige Mißklänge darin auftauchen, sie verfließen doch bald wieder in die Gesammtmasse des socialen Concerts. —

Die leitenden Häuser hier mit Namen anzugeben, scheint unwesentlich und ist auch mit manchen Bedenklichkeiten verknüpft. Gerade die eigentlichsten wollen gar nicht angegeben sein. Sie führen die Gesellschaft mit fast unsichtbarer Hand und ihre Macht hat in dieser Beziehung etwas Zwingendes.

Die Elemente der guten Gesellschaft sind vielfältiger Art und unterscheiden sich vorerst in geistige und materielle.

Je höher ein bestimmter Kreis im gesellschaftlichen Klimax steht, je mehr neigen seine Theile zu dem ersteren Elemente. Und es gibt Zusammensetzungen, die hinwieder gänzlich aus grobem Erdenstoffe bestehen.

An Liebenswürdigkeit und Grazie werden jene gewiß nirgendwo übertroffen — und in diesen waltet zum mindesten die den Oesterreichern angeborne Bonhommie. Ueberdies hat sich da und dort noch immer ein gewisser patriarchalischer Geist erhalten, der den österreichischen Kreisen ihr eigenthümlichstes Gepräge gibt — und welcher vom Kaiserhause bis zur niedersten Hütte reicht.

Deshalb fühlt sich der Oesterreicher so wohl zu Hause und der Fremde fühlt sich so wohl bei ihm.

Die Damen aus den vornehmen Ständen glänzen nicht nur durch Schönheit und Anmuth, sondern auch durch Herzensgüte und eine Weiblichkeit, der schwer zu widerstehen. Ihre Sitten sind abgeschliffen, jedoch nicht bis zur Härte der Fühllosigkeit. Und beinahe eben so bei den Männern. Den Letzteren hat man den Charakter gutmüthiger Bonvivants mit Recht beigelegt und muß dies nur im besten Sinne verstanden werden.

Die Frauen sind gefühlvoll und von französischer Geistes-Petulanz, wenn auch nicht so pikant. Ueberhaupt herrscht viel französischer Charakter im Leben der hiesigen Salons, womit nicht gesagt sein soll, daß z. B. jener affectirte Vampyrismus der Pariser Lions und das Nachahmen George Sand'scher Heldinnen auf der andern Seite gäng und gäbe sind.

Ueberhaupt scheitern Grundsätze, wie sie der St. Simonismus und andere neuere Schulen predigen — am gesunden Sinne der Wiener beau monde in schmählichster Weise.

Einige Subjecte, die dergleichen in Schwung bringen wollten, haben damit ein schlimmes Ende genommen.

Die Conversation entlehnt ihr Material vom Tagesstoff und aus Zeitungen — — wobei sie zur englischen und französischen Presse ihre Zuflucht nehmen muß. Auch dieser Umstand bethätigt die allerseits fühlbare Lücke in der einheimischen Literatur und steht im

trostlosen Widerspruche mit einem System, das theilweise gerade von dieser Aristokratie unterstützt wird.

Sie müssen zum Constitutionel und zum Morning-Chronikle ihre Zuflucht nehmen, und verdammen den Constitutionel und den Morning-Chronikle.

Die Literatur ist bei der Wiener Aristokratie beliebt und kommt immer mehr in Aufnahme. Selbst jene Kreise, die sich früher in einer gewissen feudalen Ignoranz gefielen, greifen jetzt mit beiden Händen nach dem himmlischen Brote der Intelligenz, ohne das man in dieser Zeit geistig und leiblich verhungert.

Leider wird dem französischen Romanticismus und auch den Producten der Engländer ein Vorzug vor deutscher Literatur eingeräumt. Das ist betrüblich, aber — in gewisser Hinsicht fast gerechtfertigt, erwägt man dabei nämlich den starren Formengeist und gar den phantastisch-philiströsen eines großen Theils der deutschen Presse. In letzterer Hinsicht hat besonders unsere romantische Schule entmuthigt und degoutirt. Dem lebensvollen und praktischen Oesterreich ist das düsternebelhafte Utopien, in welchem unsere drittletzte und vorletzte Literaturepoche so heimisch war, zuwider — andrerseits auch das kleinbürgerliche Wesen, worin einige andere deutsche Autoren und Novellenschreiber so große Helden. — Der Mann in Wien will etwas Großes, Lebenswahres, Bedeutsames, sei's aus der Geschichte der Vorzeit, sei's aus der neuesten Tagesgeschichte. Und

die Form soll dem entsprechend sein: stofflich, klar und unmittelbar. —

Es wird jetzt in den höhern Kreisen weniger Musik gemacht als sonst — daher auch weniger schlechte.

Auch wird weniger getanzt und gespielt. Man ist ernster, positiver geworden und spricht von der großen Mutter „Zeit". — Und fürwahr, es herrscht in diesen Peripherien mehr Volks- und Nationalbewußtsein, als dort — von wo diese Namen eigentlich ausgehen. Das macht jedoch eben der Umstand, daß für die vornehmen Leute alle geistigen Mittel zugänglich sind, für das eigentliche Volk aber verschlossen.

Ich bin in diesem Aufsatze ernster geworden, als ich's im Verlauf des ganzen Buches eigentlich sein wollte. Und ich breche daher rasch ab — — indem ich dafürhalte, daß zu rechter Zeit schweigen auch reden heißt.

XXIII.

Die Eselspartie und ein Hauptcharakterzug der Wiener.

„Sagt 'mal, Gevatter — wollt Ihr mit uns hinausziehen nach dem Eichenhügel des großen Kaisers? . . . Es ist da eine große Gesellschaft versammelt und Ihr werdet Euer Wunder erleben an den Dingen, mit denen wir uns die Zeit vertreiben wollen auf dem Eichenhügel des großen Kaisers."

So redete mich eines Tages ein Hans Narr von Maler an, der, und hätte es sein Leben gegolten, Jedermann mit „Ihr" ansprach — und alle Welt zu Gevattersleuten machte. Der Kerl trug einen Knebelbart wie Albrecht Dürer, war jedoch ein Pfuscher, daß Gott erbarm', dabei aber ein großer Politiker.

Wahrscheinlich gab er sich deshalb auch für 'nen Maler aus. Das war sehr politisch von ihm.

— — Den Eichenhügel des großen Kaisers nennt man oder nannte wenigstens er (d. h. der politische Kunstpfuscher) einen Platz draußen bei Mödling in den Bergen, wo vormals ein Kloster gestanden — nachher

auf Befehl Joseph's des Einzigen säculariſirt und die Gegend umher entpfäfft wurde. Der Kaiſer aber, der gewohnt war, ſeine guten Werke mit Freuden anzuſchauen — ſoll dort auf einem Hügel oft ſtundenlang geſeſſen und ſich daran geweidet haben, wie ein Pfäfflein um's andere auszog oder vielmehr einzog zum ewigen Licht.

Denn der Kaiſer war ein guter Chriſt und liebte es ſehr, wenn die Leute in den Himmel kamen.

Heute nun hatte ich eben keine rechte Zeit, dem Rufe des politiſchen Kunſtpfuſchers zu folgen, da ich gerade heute zu einem andern Zuge geladen war, und zwar zu einem Eſelszuge nach dem Kahlenberge.

Dem Leſer, der auch dieſes nicht verſteht, diene zur Erklärung, daß der Kahlenberg ein Berg iſt nahe bei Wien und daß man dahin Ausflüge macht von ſonderbarer Art; man reitet nämlich auf Eſeln hinauf und kommt auf ſeinen eignen Beinen wieder herab.

Ich machte dem Maler den Vorſchlag, ſeine Partie wo möglich zu verſchieben und an der unſ'rigen Theil zu nehmen, was er ſofort einging, indem er dabei bemerkte:

„Denn ſeht — — unſer Gang nach dem grünen Eichenhügel des Kaiſers findet erſt übermorgen ſtatt, und bis dahin können wir immer den Kahlenberg beſteigen, ſei's auch blos des Unterſchiedes wegen ... und von wegen der guten Sahne, die man auf dem Kahlenberge bekommt und die in Mödling auf gut wieneriſch componirt wird ..."

Gegen Abend machten wir selbander nebst der übrigen Kahlenberg-Gesellschaft uns auf, und langten auch am Fuße des Berges noch vor Sonnenuntergang an.

Man pflegt nämlich den Sonnenuntergang von Oben zu betrachten, und Alles beeilt sich, zur rechten Zeit dort anzukommen.

Mehrere Esel standen schon bereit.

Ich und der Maler setzten uns auf ein altes Thier mit ausgewachsenen Ohren — vor uns ritt ein Fräulein auf einem jüngern Esel und neben ihr ging ein anderer Jüngling. Dieser schwatzte beständig mit dem Mädchen und sagte ihr, daß sie schön sei, was sie niemals unterließ mit den Worten zu erwiedern:

„Aber reden's nicht so dumm."

Er sprach jedoch, wie Natur es ihm gebot, und als er das Thema erschöpft hatte, fing er an, vom Wetter zu reden. Dieses schien mehr nach ihrem Geschmack zu sein, und offenbar war sie hierin eine große Meisterin, denn sie sagte beständig:

„Warten's nur, bis wir oben auf dem Berge sind, da werden Sie die Sonne untergehen sehen."

Endlich hatten sie aber auch diesen Gegenstand durchgesprochen, und nun begannen sie sich in eine Erörterung über die Natur der Esel einzulassen. Dies war gewiß ein sehr fruchtbarer Stoff, und gar mancher deutsche Professor hätte sich ihn zu einer gelehrten Preisaufgabe gewünscht.

„Der Esel", sagte Er, nämlich der Jüngling, „ist

ein sehr gutherziges Geschöpf. Er frißt nur Disteln und thut Niemand 'was zu Leid. Sein gewöhnlicher Ruf ist „I—a!"

So kamen wir zur Kuppe. Wir hatten kaum Zeit, uns von den Eseln zu trennen — als die Sonne schon den rothen Königsmantel anzulegen begann, um mit ihm hinabzusteigen zu ihren andern Völkern, denn sie kommt und geht als echte Königin in vollem Herrscherschmuck.

Noch einen letzten Gruß warf sie nach der schönen Stadt zu ihren und unsern Füßen — — wo sie so gern weilt, wo das ganze Leben so sonnig — bis auf einige Flecken. — —

Es war ein Schauspiel zum Entzücken. Das Entzücken hatte sich auch der ganzen Gesellschaft mitgetheilt; selbst die Esel schrien laut — wegen der Sonne oder wegen des Futters; und der Jüngling meinte:

„Nein — aber wie diese Esel schreien!"

Nach dieser weisen Bemerkung zog er sich zurück, wie nach einer großen That, legte sich auf den Rasen nieder und verlangte Buttermilch. An Ort und Stelle genoß er zwei Gläser voll — worauf er sich wieder erhob, zu uns trat und nachdrücklich bemerkte:

„Die Milch ist hier sehr gut — und die Sonne ist so eben untergegangen."

Wir begaben uns in den Gasthof, um hier die Nacht zuzubringen — und morgen dann wieder den

Sonnenaufgang beobachten zu können; denn darin liegt der Hauptreiz eines eselhaften Rittes nach dem Kahlenberg.

Eine gemeinschaftliche Tafel versammelte uns noch ein Mal vor dem Schlafengehen, und es verbreitete sich hier wirklich eine innige Fröhlichkeit. Selbst der Jüngling machte keine Bemerkungen mehr, sondern aß mit tiefem Insichgekehrtsein einen polnischen Karpfen. —

Nach und nach wurde das Gespräch flauer und magerer — ein ganz kurioser Geist fing an unter dieser Gesellschaft Platz zu greifen; die Stille wurde jetzt vollständig — keine Lippe regte sich mehr, nur alle Augen blickten groß und trübe vor sich — und die Gesichter wurden immer bleicher . . .

Es war nämlich draußen mittlerweile Nacht geworden, das gegenwärtige Gasthaus aber ehemals ein Kloster gewesen, von welchem man sich entsetzliche Spukgeschichten erzählte . . .

Kurz — — was glaubt Ihr, was jetzt in dieser Gesellschaft und in diesem Zimmer vorging? — —

— — Mitten im Essen seines polnischen Karpfens und in seiner (nämlich nicht des Karpfens) Insichversunkenheit; ferner mitten in der angstvollen Todtenstille der ganzen Versammlung, fing der Karpfenesser, als er eben den Kopf dieses polnischen Thieres anatomisch zergliederte . . . an zu schluchzen und rief fast weinend aus: „Ach, wie traurig ist's hier! In Wien ist es doch besser!"

Und alle Uebrigen fielen ein: „Ach, wie traurig ist es hier — in Wien ist's doch besser!"

Das war's. Der Patriotismus oder vielmehr das Heim- und Stadtweh hätte sie ergriffen. So ist's mit diesen Wienern . . . zwei Stunden von der Linie fühlen sie sich schon unbehaglich und sehnen sich zurück nach den Fleischtöpfen der Wipplingerstraße.

Jetzt hätte man die Exclamationen und seufzenden Ausrufungen hören sollen, welche von diesem Tische den Wiener Penaten entgegen flogen. Und nicht nur etwa junge Leute thaten dies; die Alten trieben's eben so.

„Ach — —" begann der Jüngling und Karpfenesser — — der jetzt ein Nudelpfanzelesser geworden war: „wie gut es in Wien ist, das erfährt man halt erst in der Fremde! — —" Und er schluchzte ganz vernehmlich um sein Nudelpfanzel herum. — —

„Ja, ja!" fiel der Chorus ein: „Und," rief Einer aus seiner Mitte, „der Tisch ist hier ganz abscheulich schlecht. Man merkt's gleich, daß man aus Wien fort ist . . ."

„Ja — in der Fremde," schluchzte der Nudelpfanzelesser — „wird halt schlecht gekocht . . . Was das für ein Nudelpfanzel ist! Man kann's kaum essen!"

Und das war vollkommen wahr; denn er *hatte* es schon gegessen.

„Und auch diese Stühle da sind so hart! Hat man denn keine Polsterstühle — Kellner?"

„Nein — Euer Gnaden; in diesem Zimmer nicht..."

„O Du lieber Gott! In Wien hat man in allen Zimmern Polsterstühle . . .!"

„Ja — aber hier in der Fremde . . ." begann der Nudelpfanzelesser, brach jedoch sogleich ab, denn eben steckte er ein Stück Gänsebraten in den Mund; er hatte nämlich ein sogenanntes „Gansbügel" (Viertel von einer Gans) auf den Teller vor sich hin gelegt.

„Ja — ja — in der Fremde," sagte er, als er jetzt einen Augenblick eßfrei war und reden konnte: „in der Fremde ist halt Alles schlecht . . ."

Empört über solches Lästern des armen schuldlosen Kahlenbergs, versetzte ich: „Die Küchen in der Fremde jedoch erfreuen sich, wie es scheint, Ihres Beifalls."

„Ach," meinte er seufzend: „ich versichere Ihnen, daß der polnische Karpfen schlecht war — und das Nudelpfanzel nicht zum Essen, . . . was dieses Gansbügel nun betrifft, so ist's auch nicht besser... Kellner, haben's nichts mehr zum Essen!" rief er plötzlich aus, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ich erschrak.

Er war nämlich mittlerweile auch mit dem Gansbügel fertig geworden.

Der Kellner brachte ihm irgend eine Crêmespeise, und unser Patriot vertiefte sich alsbald auch in die innere Anschauung derselben. Als ich ihm hierüber mein Erstaunen bezeigte — entgegnete er in einem freien Augenblick:

„Schauen's — — wenn ich so recht im Essen

bin, so kann ich mich am besten nach Wien versetzen ... im Geist nämlich ... und darum ..."

Und darum ruinirte der Mann hier alle Speisekammern. Das heißt den Patriotismus wirklich weit treiben.

— — Mein Maler und ich trennten uns am andern Morgen von der Gesellschaft, indem diese heimzog in's gelobte Land, wir aber einen Ausflug tiefer hinein in's Gebirge zu machen beschlossen — und dieses auch ausführten.

Erst Tags darauf kamen wir in Wien an, um sofort zum Eichenhügel des großen Kaisers wandern zu können, und zu den großen und wunderbaren Dingen, auf die mein Freund, der politische Kunstpfuscher, anspielte, die er mir jedoch nicht verrieth.

XXIV.

Der Eichenhügel des großen Kaisers.

Wir langten an Ort und Stelle an.

Ich fand eine ziemlich große Versammlung. Es waren da, wie mir auf den ersten Blick klar wurde, alle möglichen Nationalitäten . . . Erst später erfuhr ich, daß hier die sämmtlichen Provinzen Oesterreichs gleichsam repräsentirt erschienen.

Es sollte nämlich ein großes Nationalgastmahl sein, bei dem die Provinzialunterschiede sich in der allgemeinen Staats- und wo möglich Volkseinheit auflöseten.

Und das hatte mein Freund, der politische Kunstpfuscher, veranstaltet. O, ich sagte Euch doch: er war ein Schlaukopf sonder Gleichen.

Wir setzten uns recht bald zusammen und lernten einander kennen. Es wurde zum Gastmahl geblasen, auf einem Horn nämlich — denn der Maler hatte absonderliche Einfälle. Und er selbst blies auf dem Horne.

*

Wir fingen auf gut Deutsch mit Trinken an — denn der Wein bringt die Herzen einander näher, und das will eben der redliche Deutsche haben.

Anfangs war Alles in der schönsten Eintracht und es ward da von gegenseitiger Volksbrüderschaft gesprochen, wobei der Böhme sich seiner Verwandtschaft mit dem Mährer erinnerte — der Schlesier aber meinte, er gehöre auch zu ihnen. Nur der Pole schloß sich in seinen eigenthümlichen Slavismus ab und sagte, er, d. h. dieser Slavismus, sei noch eher den Franzosen verwandt, als den übrigen Slaven — was ein kolossaler Unsinn war. — Auch die Oesterreicher und die Steyermärker redeten sich mit „Landsmann" an und der Tyroler kam hinterdrein gestolpert und umarmte den Oesterreicher rücklings, so daß dieser sich einer solchen Herzlichkeit gar nicht versehen hatte — just wie in der Weltgeschichte. — Endlich was den Ungar betrifft, so drehte der eine Viertelstunde lang seinen Schnurrbart — besann sich während der Zeit, ob er, oder ob er nicht, nämlich mit diesen Leuten fraterniſiren sollte; endlich brachte er heraus — daß es nicht geschehen solle . . . und er setzte sich nieder, indem er wieder seinen Schnurrbart drehte. — Der Italiener, der Kroat, der Slavonier und der Siebenbürger nebst dem Walachen und dem Manne aus der Bukowina waren ebenso daran . . . auch sie drehten ihre Schnurrbärte, was schon von vorn herein dem Ungar sehr wohl gefiel; da plötzlich leuch-

teten seine Augen — eine historische Erinnerung schien sich darin abzuspiegeln — es mochte eine große Erinnerung sein, denn des Ungarn männliches Auge perlte von einer Thräne: und rasch sprang er auf, reichte Jenen die Hand hin — und es war, als ob er ihnen zurief: „Waren wir doch einst Alle vereinigt in dem großen Ungarreiche . . ."

Da — ich weiß selbst nicht mehr wie — wurde die stille Eintracht plötzlich unterbrochen.

Es scheint mir jedoch, daß der Wiener mit seinen hohlen Späßen den Anfang machte. Er sagte nämlich dem Böhmen Etwas in's Ohr, was diesen verdroß, so daß er folgendermaßen loslegte:

„Aber bitt' ich Ihne, hören's auf . . . Was woll'n Sie von mir? . . . Sie Bamschabel, Sie! . . . Ein Böhm' nimmt hundert solche windige Wiener auf seinen kleinen Finger . . . Ohne Böhmen — was würdet Ihr anfangen . . . Hätt' Ihr kane böhmische Erbsen und kane böhmische Bier und kane Kolatsche . . . Ale bitt' ich Ihne, hören's auf und schweigen's still!"

Da eilte der Tyroler zu des Oesterreichers Unterstützung und rief:

„Bruderherz! auf mich kannst rechnen — und wenn Du a Paar Fäust' brauchst gegen den Böhmaken, so kann i dienen."

Das hörte der Ungar und mischte sich d'rein: „Was ist das für Spektakel da, teremtette?! Heißt das deutsche Einigkeit, von der Ihr immer gesogt?!

— Macht kein solchen Lärm, damit ich konn erzählen hier meine Landsleut von Rákotzy und Zrinyi Miklós..."

Jetzt sprang der Steyermärker und ein Pintschgauer auf ... diese Leute hatten unmenschlich kräftige Fäuste, welche sie drohend dem Ungar entgegenstreckten, ausrufend:

„Still!"

Darob entrüstet, fuhr das edle Magyarenblut nun auch in die Höhe — — und schon wäre es zum blutigen Handgemenge gekommen, wobei der Pole aus alter Völkerfreundschaft sich auf die Seite des Ungarn schlug — — als plötzlich mein Freund, der Maler, sich zwischen sie warf und kopfschüttelnd rief:

„Hab' ich Euch deshalb hier versammelt, damit Ihr mir Händel macht? ... Friede, Ihr kämpfenden Parteien! Ueberlassen wir die Schlichtung Eures Kampfes einem Schiedsrichter aus unserer Mitte. Wählet hierzu entweder mich oder einen Andern ..."

Durch Stimmenmehrheit wurde der Mann aus der Bukowina gewählt — weil sich derselbe bis jetzt so ruhig verhalten, weshalb man ihn auch für einen sehr gescheidten Mann hielt.

Nun aber ist die Gescheidtheit der Männer aus der Bukowina weltbekannt.

„Der Bukowiner rede! der Bukowiner rede!" hieß es allenthalben.

Der Bukowiner (steht auf, verneigt sich und greift nach dem Kopf ... wahrscheinlich weil dieser sehr gedankenschwer

ist . . . darauf greift er nach seinem Bart, weil dieser sehr groß ist . . . und endlich seufzt er so mächtig auf, daß es einen Stein rühren könnte — wahrscheinlich that der Bukowiner das Alles, weil er nicht wußte, was er sonst thun sollte. Nachdem er das gethan — setzt er sich wieder nieder).

Die Gesellschaft (blickt ihn groß an und — platzt endlich in ein Lachen aus).

Der Bukowiner (erhebt sich wieder — und verneigt sich für diesen Beifall. Dann setzt er sich wieder nieder).

Alle. Der Bukowiner hat seine Sache gut gemacht!

Der politische Kunstpfuscher. Wenigstens haben wir damit unser Ziel erreicht, und auf diesen Erfolg kann er immerhin stolz sein.

Der Bukowiner (zeigt einen bedeutenden Stolz und lächelt vielsagend).

Der politische Kunstpfuscher (erhebt sich und wendet sich laut gegen die Gesellschaft). Jetzt, da wir hier Alle beisammen sind auf dem Eichenhügel des großen Kaisers, will ich Euch den Zweck unserer Zusammenkunft auseinander setzen. Dieser Ort ward nicht umsonst gewählt — er deutet durch seinen Namen auf jenen großen Mann hin, dessen Schatten uns in diesem Augenblicke vielleicht umschwebt. Joseph dem Einzigen — zuerst ein Lebehoch aus voller Brust!

Alle. Joseph dem Einzigen — ein Lebehoch!

Der politische Kunstpfuscher. Seinem erhabenen Geiste — dem völkerbeglückenden, ein Lebehoch!

Alle. Lebehoch!

Der Ungar (hat sich mittlerweile wieder besonnen und seinen Schnurrbart gedreht . . .).

Der politische Kunstpfuscher. Dem Wollen des erhabenen Monarchen — seinen Tendenzen und Institutionen ein Lebehoch!

Der Ungar. Halt, halt! — — In die Tendenzen Josephs kann ich nicht einstimmen. Haben sie unsere Nationalität untergraben wollen — diese Tendenzen . . .

Der polit. Kunstpfuscher. Wer weiß. Dies schienen sie blos zu wollen . . . Die Absicht des Kaisers jedoch ging dahin, ein einiges und einheitliches großes Volk zu bilden . . . oder einen Staat mit nationalem Bewußtsein . . .

Der Ungar. Wenn das ist — so is gut. Unser König is auch Euer Kaiser, und folglich sind und bleiben Alle wir doch Eins . . .

Der Italiener (vorsichtig leise — sich zuerst überall umsehend). Allein wo bleiben dann die Nationalität eines jeden Volk?? Sum Beispiel die italienische Nationalität . . .

Der Pole. Und die polnische.

Der Steyermärker. Das versteh' ich nicht... Wir wissen nur, daß wir gut österreichisch sind, nicht wahr, Tyroler und Oesterreicher?

Oesterreicher. Das ist g'wiß!

Tyroler. Ja — ja, Brüderl! Gut österreichisch!

Alle (schreien durcheinander). Gut österreichisch! gut

polnisch! gut böhmisch! gut wallachisch! gut pintschgauerisch — und doch gut österreichisch!

Der polit. Kunstpfuscher (mit mächtiger Stimme). Stille, stille! Ruhe — Ihr Herren! — Man hört ja sein eigen Wort nicht mehr . . . Ich schlage vor, daß wieder ein Schiedsrichter entscheiden soll. Und zwar der Gevatter Bukowiner, der hat ein geistreich Urtheil.

Alle. Ja — der Bukowiner soll entscheiden. Der versteht es kurz abzumachen. Also: Hört, hört!

Der Ungar. Haljunk!

Der Bukowiner (erhebt sich, über diese neue Ehre betroffen — streicht sich den Bart — reibt sich den Bauch — dann reibt er sich auch die Seite — und endlich setzt er sich wieder nieder).

Alle. Bravo, bravo! Er hat entschieden!

Der Oesterreicher. Jetzt wissen wir, woran wir sind.

Der Steyermärker. Dieser Bukowiner ist goldeswerth.

Der Pole. Man sollte ihm ein Monument setzen.

Der polit. Kunstpfuscher. Und darauf schreiben: „Der schweigenden Beredtsamkeit das dankbare Vaterland!"

Der Bukowiner (der das gehört hat, erhebt sich und verneigt sich tief — — bauchreibend nimmt er wieder seinen Platz ein).

Alle. Der Bukowiner hat sich ausgezeichnet!

(Lärm und Gläsergeklirr.)

Der polit. Kunstpfuscher. So sind wir. Immer Scherz und Spiel — selbst bei den wichtigsten Begebenheiten des Lebens. Wir haben uns jedoch hier

nicht versammelt, um zu tändeln und schlechte Witze zu reißen. — — Hört 'mal, Ihr Gevattersleute: ein ernstes Wort wäre an der Zeit.

Der Oesterreicher, Steyermärker und einige Andere (rufen). Der Bukowiner soll reden! Der Bukowiner soll reden!

Der Ungar. Nicht soll er reden! Hol' diesen Bukowiner der T—! Ist ein Dummkopf — der Bukowiner.

Der Bukowiner (in der Meinung, er werde neuerdings gelobt, erhebt sich und macht sein Compliment . . . sich am Kopfe kratzend, nimmt er wieder seinen Platz ein —).

Der polit. Kunstpfuscher. Allein auf diese Weise werden wir niemals zum Ziele kommen. Wir sind hier um nationaler Angelegenheiten willen . . . und kommen damit nicht vorwärts. So hört denn in Kürze mein Programm. — So viele, so große, so herrliche und so kräftige Völker, wie das österreichische Reich in sich schließt, sollten zu einer innigeren Einheit verbunden werden — um das größte Volk und den mächtigsten Staat der Erde zu bilden . . . Es müßte demnach von der Regierung ein neues Gefühl in ihnen geweckt werden — ein moralisches, höheres Princip sie beleben, welches ihnen jenes Nationalbewußtsein verliehe . . .

(Während der Redner sprach und während die Uebrigen tranken, hatten weder sie noch er bemerkt, daß sich eben am Himmel ein starkes Gewitter zusammenzog. Jetzt wird des politischen Kunstpfuschers Rede durch einen heftigen Platzregen unterbrochen und — Alles zerstiebt um ihn herum —

die Zuhörer laufen sämmtlich davon: der Oesterreicher am schnellsten, dann der Steyrer, der Tyroler strebt dem Oesterreicher nach — jetzt kommt der Italiener, der Böhme, der Pole — der Ungar mäßigt seinen Schritt noch am meisten, und ihm zur Seite gehen Kroat, Slavonier und Siebenbürger sammt Wallach. Nur der Bukowiner bleibt ruhig und kalt auf seinem Sitze, und als nun der politische Kunstpfuscher mächtig und schmerzlich ausruft:

„Da laufen Sie fort — die Kinder!"

steht der Bukowiner auf, verneigt sich und setzt sich wieder ruhig nieder, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischt, welchen die heutigen Anstrengungen darauf gesäet haben.)

Hier endet dieses Buch. Möge es den Beifall meiner Landsleute sich erwerben, denen ich hiermit meine freundlichsten Grüße sende!

Geschrieben am Rhein,
im März 1843.

Julian Chownitz.

Nachtrag.

Durch eine jener sonderbaren Fügungen, die man nicht näher bestimmen kann, weil sie von mystischer, unbegreiflicher Natur sind — wiewohl sie das keineswegs scheinen — habe ich in dem Kapitel über Literatur mehrere Namen übergangen, die, wie mir eine spätere Recapitulation zeigte, genannt zu werden verdienen. So z. B. sprach ich von Caroline Pichler nicht, obgleich diese Schriftstellerin das große Verdienst hat, die eigentliche Prosa und Novellistik Oesterreichs durch zwei Decennien beinahe allein vertreten zu haben. Abgesehen von den veralteten Moral-Tendenzen, die ein höherer philosophischer Standpunkt häufig für sehr wenig moralisch ansehen würde (denn die Schulbegriffe „Tugend" und „Laster" wurden neuerdings oft genug in ihrer vollen Nichtigkeit dargestellt), sind die Intentionen dieser Schriftstellerin doch ursprünglich so rein, so edel und so lebenswahr, daß ihrem Streben selbst von Andersdenkenden hohe Achtung gezollt werden muß. Frau Caroline Pichler, die die kleine Marotte hat, sich immer

„geborne von Greiner" zu schreiben, besitzt überdies ein unbezweifeltes Productions- und Darstellertalent, welches sie an einer großen Reihe von Werken hinlänglich erwiesen hat. — Auch Castelli darf unter den Wiener Autoren nicht vergessen werden. Sein heiteres Talent, seine frohe österreichische Laune und seine leichte Compositionsweise haben ihm bei seinen Landsleuten und auch im Auslande einen schönen Ruf verschafft. Es fehlt ihm indessen an Tiefe und ebensowohl an aller höheren Anschauung, um in der eigentlichen Literatur einen bedeutenden Rang einzunehmen. — Deinhardstein steht als Lustspieldichter auf gleicher Höhe mit Bauernfeld, ohne indessen gleich productiv und also auch gleich ersprießlich für die Bühne zu sein. Von seinen Stücken ist Garrik in Bristol ein treffliches Werk. — Kuffner ist ein tüchtiger Gelehrter und seine Schriften sind eher von reproductiver als von schöpferischer Natur. — Seidl, in früherer Zeit auch in Wien lebend, besitzt ein sanftes, gemüthliches Talent und hat schöne Novellen, zarte Gedichte geschrieben. — Vogl ist bedeutender als Balladendichter, denn als Erzähler. — Von den jüngern und jüngsten Talenten kann, wie schon bemerkt, hier nicht die Rede sein, da ihre Beurtheilung nur an Ort und Stelle möglich ist. Levitschnigg, Uffo Horn und Betty Paoli werden indeß auch in Deutschland genannt.

Von den außerhalb des Kaiserstaates lebenden Oester-

reichern ist jetzt Karl Herloßsohn der namhafteste. Er rangirt als Dichter im Felde des historischen Romans mit Spindler, und von seinen Schriften sind „der Ungar" — „der Venezianer" — „die Hussiten" u. a. als Meisterwerke zu nennen. Sie haben ihm einen der ersten Plätze in der Literatur angewiesen. Nebst seinem großen Dichtertalent besitzt Herloßsohn auch ein sehr bedeutendes im Fache der humoristischen Genremalerei, wie mehrere von seinen Erzählungen, das „Wanderbuch" und „Gaudelius Enzian" beweisen. Als Journalist war er in der bewegten Letztzeit von großem Einfluß. — Ich kann Herloßsohn's niemals erwähnen, ohne zugleich seines edlen Freundes, des Fürsten Friedr. v. Schwarzenberg zu gedenken. Von ihm sind die bekannten „Landsknechts-Lieder", in welchen ein Fond von Gemüth und Poesie. — An Eduard Duller, der sich vom Vaterlande für immer lossagte, hat dieses viel verloren. Möge es solches tief betrauern. Und doch, wie leicht scheint es den Verlust seiner zwei größten historischen Talente zu ertragen: Hormayr und Duller. Jetzt hat es keine mehr zu verlieren. — Ignaz Klein in Berlin hält sich auch für ein großes Talent und mag es überall sein, nur nicht in der Tragödie, die er mit zwei breiten, kalten, poesiedürren Werken beschenkt hat. — Braun von Braunthal ließ in neuerer Zeit einige Romane und andere Schriften erscheinen, von denen jene geistreichen Conceptionen sind, in einem feinen, abgeglätteten Styl vorgetragen. Gern

will ich an Franz Wieſt für ſeine an mir verübten Verunglimpfungen, die ich damals verachtet und jetzt vergeſſen habe, die Gerechtigkeit üben, zu erklären, daß er ein talentvoller Journaliſt und ein witziger Schriftſteller, namentlich im Feuilleton, iſt. Um zuletzt auch meine Wenigkeit zu erwähnen, ſo begnüge ich mich mit der Aufzählung meiner Romane: Moderne Liebe, Marie Capelle, Eugen Neuland, Geld und Herz, Leontin, Heinrich von Sternfels, Cöleſtine, Paolo, Edelmann und Jude, welch' letzterer, ſo der Himmel will, noch nicht der letzte ſein ſoll. Hätten dieſe Werke auch kein anderes Verdienſt, als daß ſie meiſtentheils in Wien ſpielen und zu einer nationalen Novelliſtik beitragen ſollen, ſo verdienten ſie ſchon deshalb, hier genannt zu werden.

Bei Phil. Reclam jun. ist bereits erschienen:

Oesterreich und seine Staatsmänner. Ansichten eines österreichischen Staatsbürgers über Oesterreichs Fortschritte seit dem Jahre 1840. 2 Thlr.

Revue österreichischer Zustände. 1r Bd. 1 Thlr.

Der zweite Band ist unter der Presse.

Böhmens Provinzial-Zustände auf dem Schachbrete der Oeffentlichkeit. Vom Verfasser der Schrift: „Oesterreich und seine Staatsmänner." $\frac{1}{3}$ Thlr.

Ungarn und die Walachei in neuester Zeit. Vom Grafen von P... $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Vertraute Briefe über Oestreich von einem Diplomaten der ausruht. 2 Bde. 2 Thlr.

Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe, Verfasserin von: Züge und Erinnerungen aus Portugal. — Die Stadt des Sultans. — Die Schönheiten des Bosphorus ꝛc. Deutsch von L. v. Alvensleben. 3 Bände. 3 Thlr.

Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters. Nach wahren Begebenheiten bearbeitet von Ernst Willkomm. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Schobri, Ungarns größter Bandit. Von E. M. Oettinger. $1\frac{1}{2}$ Thr.

Bei demselben Verleger ist zu haben:

Helene.

Ein

Fehdebrief an die Gesellschaft.

Aus den Papieren einer Dame.

Herausgegeben

von

Eduard Maria Oettinger.

Preis: $1^1/_2$ Thlr.

485
Bo-II 49

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 322 828 4